C

D II 6
63c

Coburger

Geschenk der Freiherrl. von
Gersdorffschen Familie,
Coburg. 1946

29

Schatzkäſtlein

des rheiniſchen Hausfreundes,

von

J. P. Hebel.

D II b
632

Coburger
Landes-Bücherei

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1811.

Vorrede.

Die Veranlaſſung zur Herausgabe dieſes Büchleins muß ſeinen Titel rechtfertigen, und der Titel die Herausgabe. Der Verfaſſer hat nemlich ſeit vier Jahren die Leſeſtücke des Badiſchen Landcalenders, genannt der rheinländiſche Hausfreund, geliefert, und die Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen hegte die gute Meinung, es wäre ſchade, wenn die beſten Aufſätze darinn, innerhalb des Marktkreiſes des Calenders und mit dem nemlichen Jahr, wofür ſie geſchrieben ſind, wieder untergehen ſollten, und druckt ſie daher für ein eigenes Büchlein, ſamt den mittelmäſigen ab, damit ſich jene beſſer herausheben.

Der geneigte Leſer wird ſich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten anderswo auch ſchon gehört oder geleſen zu haben, wäre es auch nur im Vademekum, von welcher Almende oder Gemeinwieſe ſie der Verfaſſer zum Theil ſelber gepflückt hat. Doch ließ ers nicht beym bloſen Abſchreiben bewenden, ſondern bemühte ſich, dieſen Kindern des Scherzes und der

Laune auch ein nettes und luſtiges Röcklein umzuhängen, und wenn ſie darinn dem Publikum wohlgefallen, ſo iſt ihm ein ſchöner Wunſch gelungen, und er macht auf die Kinder ſelbſt keine weiteren Anſprüche.

Uebrigens, ſagt die Verlagshandlung, findet ſich das Beſte nicht ſogleich am Anfang, ſondern in der Mitte, und wie an einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins, von welchem auch das letzte Muſter im Morgenblatt abgeſchnitten iſt. Sie rechnete auf viele Leſer, die, wie die Bekenner des moſaiſchen Geſetzes, dort zu leſen anfangen, wo andere aufhören.

Inhalt.

	Seite
Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. .	1
Die Erde und die Sonne.	2
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande. . .	8
Erſtes Rechnungsexempel.	10
Von den Proceſſionsraupen.	11
Fortſetzung über die Erde und Sonne. . . .	13
Zwey Gehülfen des Hausfreundes. . . .	22
Des Adjunkts Standrede im Gemüßgarten ſeiner Schwiegermutter.	25
Von den Schlangen.	30
Geiz und Verſchwendung.	37
Kindesdank und Undank.	37
Das wohlfeile Mittageſſen.	40
Auflöſung des erſten Rechnungsexempels und ein Zweites.	41
Mancherley Regen.	42
Auflöſung des zweiten Rechnungsexempels. . .	49
Drittes und viertes Rechnungsexempel. . .	50
Nützliche Lehren.	51
Guter Rath.	54
Das Mittageſſen im Hof.	57
Der kluge Richter.	58
Der Menſch in Kälte und Hitze.	60
Der ſchlaue Huſar.	64
Sommerlied.	66
Der Maulwurf.	68
Der Zahnarzt.	71
Nützliche Lehren.	74
Der Mond.	76
Auflöſung des 3ten und 4ten Rechnungsexempels. .	83
Zwey Erzählungen.	84
Nützliche Lehren.	86
Die Spinnen.	89
Die Planeten.	93
Das wohlbezahlte Geſpenſt.	99

	Seite
Der vorſichtige Träumer.	102
Nützliche Lehren.	103
Mißverſtand.	104
Die Eideren.	104
Unglück der Stadt Leiden.	108
Fliegende Fiſche.	110
Schlechter Gewinn.	112
Der wohlbezahlte Spaßvogel.	113
Eine ſonderbare Wirthszeche.	114
Seltſamer Spazierritt.	116
Drey Wünſche.	117
Eine merkwürdige Abbitte.	120
Der große Sanhedrin zu Paris.	122
Der ſchlaue Pilgrim.	126
Untreue ſchlägt den eigenen Herrn.	128
Jakob Humbel.	131
Franz Ignaz Narocki.	135
Der Wegweiſer.	137
Brodloſe Kunſt.	139
Glück und Unglück.	140
Abendlied.	142
Der Commandant und die Jäger in Hersfeld.	143
Pieve.	144
Die Planeten. Fortſetzung.	148
Kannitverſtan.	154
Schlechter Lohn.	158
Der kann Deutſch.	158
Der Fremdling in Memel.	159
Das ſeltſame Recept	161
Einfältiger Menſch in Mayland.	161
Der Barbierjunge in Segringen.	162
Merkwürdige Geſpenſter-Geſchichte.	164
Gute Antwort.	169
Drey andere Wünſche.	170
Der Huſar in Neiſſe.	171
Was in einer großen Stadt drauf geht.	174

Seite

Ein Wort giebt das andere. 175
Moſes Mendelſohn. 176
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler. . . . 177
Theure Eyer. 178
Die drey Diebe. 178
Suwarow. 182
Klein und Groß. 183
Hohes Alter. 185
Kayſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne. . 186
Das Bombardement von Koppenhagen. . . 188
Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf. 192
Unglück in Koppenhagen. 194
Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers. . 195
Der unſchuldig Gehenkte. 200
Der Rekrut. 202
Böſer Markt. 202
Die Cometen. 205
Der ſilberne Löffel. 211
Einträglicher Räthſelhandel. 213
Des Seilers Antwort. 217
Der geheilte Patient. 218
Wie der Zundel-Frieder und ſein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich ſpielen. . . . 221
Der kluge Sultan. 223
Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird. . . 225
Der Zirkelſchmied. 225
Heimliche Enthauptung. 227
Der Staar von Segringen. 230
Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreit es heraus. 232
Die falſche Schätzung. 233
Das letzte Wort. 234
Gutes Wort, böſe That. 235
Der geduldige Mann. 236
Der ſchlaue Mann. 237
Der Heiner und der Braſſenheimer Müller. . . 238
Der falſche Edelſtein. 240

Seite
Das ſchlaue Mädchen. 243
Ein gutes Rezept. 244
Vereitelte Rachſucht. 246
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweitz. . . 249
Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Mezgerhund iſt an das Tageslicht gebracht worden. . 254
Die Fixſterne. 256
Seltſame Eheſcheidung. 261
Der liſtige Steyermarker. 262
Etwas aus der Türkey. 264
Das bequeme Schilderhaus. 265
Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam. . 266
Die leichteſte Todesſtrafe. 268
Nützliche Lehren. 269
Die Fixſterne. Fortſetzung. 271
Die Bekehrung. 275
Der fremde Herr. 277
Theures Späßlein. 279
Der General-Feldmarſchall Suwarow. . . . 280
Die zwei Poſtillione. 282
Der betrogene Krämer. 284
Rettung einer Officiersfrau. 286
Baumzucht. 288
Unverhoftes Wiederſehen. 292
Andreas Hofer. 294

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leſer, wenn er zwiſchen ſeinen bekannten Bergen und Bäumen daheim ſizt bey den Seinigen, oder bey einem Schöpplein im Adler, ſo iſt's ihm wohl, und er denkt juſt nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer ſtillen Herrlichkeit aufgeht, ſo weiß er nicht, wo ſie herkommt, und wenn ſie Abends untergeht, weiß er nicht, wo ſie hinzieht, und wo ſie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad ſie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht ſpaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinaufſchaut, einer blinkt ſchöner und freudiger als der andere, ſo meint er, ſie ſeien alle wegen ſeiner da, und weiß doch nicht recht, was ſie wollen. Guter Freund, das iſt nicht löblich, daß man ſo etwas alle Tage ſieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel iſt ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und ſtehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne ſind die goldenen Buchſtaben in dem Buch. Aber es iſt arabiſch, man kann es nicht verſtehen, wenn man keinen Dollmetſcher hat. Wer aber einmal in dieſem

Buch leſen kann, in dieſem Pſalter, und ließt darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er ſchon bei Nacht allein auf der Straſſe iſt, und wenn ihn die Finſterniß verführen will, etwas Böſes zu thun, er kann nimmer.

Alſo will jezt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerſt über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenſchein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derſelben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort iſt gleichſam der Himmel an ſie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr ſteht und ſie bedekt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald ſpäter, bald links an einem gewiſſen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bey Nacht den Mond und die Sterne, und ſie ſcheinen nicht gar entſetzlich hoch über unſern Häuptern zu ſtehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand beſſer wüßte, aber wir Sternſeher und Kalendermacher wiſſen's beſſer. Denn e r ſt l i ch, wenn einer daheim weggeht, und will reiſen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaſchen und in die Taſche ſteken kann, und er geht am 1ſten April von Hauſe aus, ſo hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reiſen, wenn

er will durch Deutſchland, durch Polen, durch Rußland, nach Aſien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf's Waſſer, und vom Waſſer wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeißlein Tobak einfüllt, und will daran denken, wie lang er ſchon von den Seinigen weg iſt, und wie weit er noch zu reiſen hat an's Ende der Erde und wieder zurük, auf einmal wirds ihm heimlich in ſeinem Gemüth, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört ſeine Landesſprache wieder ſprechen, zulezt erblikt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch ſchon geſehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch 2 Stunden oder drei, ſo iſt er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie geſehen. Nemlich er reiſ't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zulezt wieder auf den alten Flek, von dem er ausgieng.

Es ſind ſchon mehr als 20 ſolcher Reiſen um die Erde nach verſchiedenen Richtungen gemacht worden. In zwey bis vier Jahren, je nachdem, iſt alles geſchehen. Iſt nicht der engliſche Seekapitän Cook, in Einem Leben zweymal um die ganze Erde herum gereiſ't, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Inſel Owai ein wenig todt geſchlagen, und gegeſſen.

Daraus und aus mehrern ſicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde iſt nicht blos eine ausgebreitete, rund abgeſchnittene Fläche, nein ſie iſt eine ungeheure große Kugel. Weiters: ſie hängt und ſchwebt frei und ohne Unterſtüzung, wie

ſeines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwiſchen lauter himmliſchen Sternen. Weiters: ſie iſt rings um und um, wo ſie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Froſt es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl beſezt, und von Thieren und vernünftigen Menſchen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf dieſe Art ein Theil der Geſchöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr ſtehe, von der Erde weg, und in die Luft herab zu fallen. Diß iſt lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat; und oben, was über dem Haupt hinaus iſt. Niemand merkt oder kann ſagen, daß er unten ſey. Alle ſind oben, ſo lang ſie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leſer wird nicht wenig erſtaunen, wenn er's zum erſtenmal hören ſollte, wie groß dieſe Kugel ſey: Denn

der Durchmeſſer der Erde beträgt in grader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt, Eintauſend ſieben hundert und zwanzig deutſche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftauſend vierhundert deutſche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Gevierte, und davon ſind zwey Drittheil Waſſer, und Ein Drittheil Land.

Ihre ganze Maſſe aber beträgt mehr als zweytauſend, ſechs hundert und zwey und ſechzig Millionen

Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemeſſen und ausgerechnet, und ſprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die dieſe ungeheure große Kugel ſchwebend in der unſichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf ſeinen Thau und ſein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das gebohren wird, einen lebendigen Odem in die Naſe. Man rechnet, daß tauſend Millionen Menſchen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bey dem lieben Gott in die Koſt gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch beſſer.

Denn zweitens die Sonne, ſo nahe ſie zu ſeyn ſcheint, wenn ſie früh hinter den Bergen in die friſche Morgenluft hinauf ſchaut, ſo iſt ſie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine ſolche Zahl ſich geſchwinder ausſprechen, als erwägen und ausdenken läßt, ſo merke: Wenn auf der Sonne eine große ſcharf geladene Canone ſtünde, und der Conſtabler, der hinten ſteht und ſie richtet, zielte auf keinen andern Menſchen als auf dich, ſo dürfteſt du deswegen in dem nemlichen Augenblick, als ſie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könnteſt darinn eſſen und trinken und ſchlafen, oder du könnteſt ohne Anſtand noch geſchwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen laſſen, und ſie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in ſchnurgerader Richtung und immer in gleicher Geſchwindigkeit immer fort und fort flöge, ſo könnte ſie doch erſt nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde

anlangen, ſo doch eine Canonenkugel einen ſcharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß, nicht mehr als den ſechzigſten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht blos eine glänzende Fenſterſcheibe des Himmels, ſondern wie unſer Erdkörper eine ſchwebende Kugel ſey begreift man ſchon leichter. Aber wer vermag mit ſeinen Gedanken ihre Größe zu umfaſſen, nachdem ſie aus einer ſo entſetzlichen Ferne ſolche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und alles ſegnet, was ihr milder Antlitz beſcheint? Der Durchmeſſer der Sonne iſt 114 mal größer als der Durchmeſſer der Erde. Aber im Körper-Maas betragt ihre Maſſe anderthalb Millionen mal ſo viel als die Erde. Wenn ſie hohl wäre inwendig, ſo hätte nicht nur unſere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns abſteht, könnte darinn ohne Anſtoß auf- und untergehn, wie ſo, ja er könnte noch einmal ſo weit von uns entfernt ſeyn als er iſt, und doch ohne Anſtoß um die Erde herum ſpatzieren, wenn er wollte. So groß iſt die Sonne, und geht aus der nemlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magſaamen- oder Mohnſamenkörnlein in ſeiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins ſo unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund wenigſtens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne, oder ein Magſamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darinn.

Lange nun glaubten ſelbſt die gelehrteſten Sternforſcher, dieſe ganze unermeßliche Sonnenmaſſe ſey nichts anders als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo

dieſes Feuer ſeine ewige Nahrung faßt, daß es in tauſend und aber tauſend Jahren nicht abnimmt, und zulezt, wie ein Lämplein verlöſcht; denn die gelehrten Leute wiſſen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer alles wiſſen will, dem iſt ſchlecht zu trauen, ſondern er treibt's mit ſeinen Antworten, wie der Matheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforſchern und andern verſtändigen Leuten ſcheinen, die Sonne könne an ſich wohl wie unſere Erde ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper ſeyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquikender Luft umgeben iſt, ſo umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es iſt nicht nothwendig, daß daſſelbe auf dem Sonnenkörper ſelbſt eine unausſtehliche zerſtörende Hitze verurſachen müſſe, ſondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erſt, wenn ſie ſich mit der irdiſchen Luft vermiſchen, und ziehen dieſelbe gleichſam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Maſſe von verborgener Wärme in ſich ſelbſt hat, und nur auf etwas warten muß, um ſie von ſich zu geben, das iſt daran zu erkennen, daß zwey kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerſt in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einem hohen Berg hinaufſteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zulezt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer ſeyn ſoll?

Alſo wäre es wohl möglich, daß ſie an ſich ein feſter mit mildem Licht umfloſſener Weltkörper ſey, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderſchöne Pfingſtblumen blühen und duften, und ſtatt der Menſchen fromme Engel dort wohnen, und iſt dort, wie im neuen Jeruſalem keine Nacht und kein Winter, ſondern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feyertag. Schon Doktor Luther hat einmal ſo etwas verlauten laſſen, und der gelehrige Leſer begreifts ein wenig, aber doch nicht recht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen ſoll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu ſagen in die Taſche ſteckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an ſo bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nemlich er verübte einen Spitzbubenſtreich, und wurde deswegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rükwärts, auf einen Eſel geſezt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem

räthſelhaften Stein in der Taſche ſtand unter den Zuſchauern eben auch da, und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn ſchon in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiſt gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Geſicht davon.

Daraus kann man lernen: Erſtens man ſoll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſeyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden.“ Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen auf die Erde fallen ließ und davon gieng, ſprach er zu ſich ſelber ſo: „Rache an dem Feind auszuüben, ſo lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich iſt, wäre es unmenſchlich und ſchändlich.“

2.

Ein anderer meinte, es ſey ſchön, Gutes zu thun an ſeinen Freunden, und Böſes an ſeinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiederte, das ſey ſchön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es iſt doch nicht alles ſo uneben, was die Morgenländer ſagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er

ſeine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menſchen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte ſeinem Freund das Geheimniß, durch deſſen Kraft er mit den zankſüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen ſey. Er ſagte ſo: Ein verſtändiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreiſſen. Denn wenn der Thor zieht, ſo läßt der Verſtändige nach, und wenn jener nachläßt, ſo zieht dieſer. Aber wenn zwey Unverſtändige zuſammen kommen, ſo zerreißen ſie eiſerne Ketten.

Erſtes Rechnungs-Exempel.

Man ſollte nicht glauben, daß ein Menſch, der auf leichtfertigen Wegen ſein Glück ſucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabey kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Menſch, der ſich lieber im Müßiggang durch ſchlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem böſen Geiſt gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Waſſer, und der Böſe verſprach ihm alles baare Geld, das er im Hauſe habe zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreutzer Stück davon ins Waſſer werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, ſeinetwegen ſo oft er wolle. Der Einfältige

ſchlägt mit Freuden ein, ſucht alles baare Geld im Hauſe zuſammen, macht die erſte Probe und dismal ſcheint der ſchwarze Feind ehrlich zu ſeyn, denn er hält Wort, und der andere natürlicher Weiſe auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche ſeinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, ſo lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreymal in allem. Denn als er zum dritten mal mit ſeiner verdoppelten Baarſchaft zurückkehrte: und das drittemal den ausbedungenen Brücken-Zoll ins Waſſer warf; ſo hatte der böſe Feind ſein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene gieng leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke gieng, als Thränen um ſeine letzte verlohrne Baarſchaft — Wer rechnen kann, wirds bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erſtenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß alles natürlich zugieng. Und mancher, den die Erfahrung auch ſchon klug gemacht hat, wird denken: Accurat ſo gehts! die Auflöſung wird bald nachfolgen.

Von den Proceſſions-Raupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten iſt, ein andermal ſind wir leichtſinnig nahe bei der Gefahr. In unſern Eichwäldern hält ſich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die ſich in ſehr großer Anzahl zuſammenhalten, und in ganzen groſſen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deßwegen nennt man ſie

Proceſſions-Raupen. Oft ſieht man ſie langſam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichenſtämmen hinauf ziehen; ſie theilen ſich bisweilen wie ein Strom in zwey und mehrere Arme, ziehn eine Strecke weit ſo fort, vereinigen ſich dann wieder und ſchließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Inſel zwiſchen ſich ein: Oft ſieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche ſie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird ſich erinnern, dieſes ſchon geſehen zu haben. Daß ſolche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo ſie hinkommen, große Verwüſtungen anrichten, und das Gedeihen und die Geſundheit der Bäume hindern können, iſt leicht zu erachten; doch iſt das nicht das ſchlimmſte, ſondern ſie können ſogar dem menſchlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, ſie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorſichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungeſtraft, wenn ſie ſich rächen können. Man hat ſchon einige traurige Beyſpiele an Leuten erlebt, denen ſolches wiederfahren iſt. Sie bekamen bald ſtarke Geſchwulſt, heftige und ſchmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo ſie dieſe Raupen mit bloſer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrner Aerzte könnte daraus noch größeres Unheil entſtehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvor käme. Aber wie das zugehen mag. Die Raupen laſſen augenblicklich ihre kurzen, ſteifen ſtechenden Haare gehen, und drücken und ſchießen ſie gleichſam wie Pfeile ihrem Feind in die zarte

Haut des Körpers. Dies iſt das Mittel, welches die Natur auch dieſen verachteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haar-Raupen thun es auch. Aber bei den Proceſſions-Raupen iſt die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unſichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil ſtecken, und viel kleine Urſachen zuſammen thun eine große Wirkung, was man auch ſonſt im menſchlichen Leben ſo oft erfährt, und doch ſo wenig bedenkt. Man ſoll alſo mit dieſen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Urſache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, ſoll man aufſchauen, was daran iſt; man ſoll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden ſetzen, ohne ihn zuerſt zu beſichtigen, und ſie warnen, daß ſie es nicht ſelber thun. Es iſt leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

Fortſezung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerſt von der Erde und hernach von der Sonne, jede für ſich geredet worden iſt, ſo wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie ſie unter einander in guter Freundſchaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Merzveilchen, Erndekränze, Wein und gefrorne Fenſterſcheiben entſtehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer ſo unermeßlich weiten Entfernung von uns weg iſt, ſo hat es den Sternforſchern ſchon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß ſie unaufhörlich und je in 24

Stunden um die kleine Erde herumſpringen ſoll in einer unbegreiflichen Kraft und Geſchwindigkeit, nur damit wir in dieſem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkündiger haben ſich überzeugt, daß alles, was geſchieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geſchehen könnte. Allein ein rechtſchaffner Sternſeher, Copernikus genannt, hat bewieſen, daß es nicht nur ſo geſchehen könnte, wie die Naturforſcher denken, ſondern daß es wirklich ſo geſchieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menſchliche.

Der geneigte Leſer wird jezt erfahren, was Copernikus behauptet und bewieſen hat, wird aber erſucht, zuerſt alles zu leſen ehe er den Kopf ſchüttelt, oder gar lacht.

Erſtlich, ſagt Copernikus, die Sonne, ja ſelbſt die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, ſondern ſie ſtehen für uns ſo gut als ſtill.

Zweitens, die Erde dreht ſich in 24 Stunden um ſich ſelber um. Nemlich, man ſtelle ſich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengeſetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Dieſe zwey Punkte nennt man die Pole. Gleichſam um dieſe Axe herum dreht ſich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne ſondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will ſagen am 21ſten Merz von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr, an einen Kirſchbaum oder an einem Cruzifix auf dem Felde angeknüpft würde, ſo würde die Erdkugel dieſen Faden in 24 Stunden einmal

Koſtwein

ganz um ſich herum gezogen haben, und ſo jeden andern Tag.

Auf dieſe einfache Weiſe geſchieht das Nemliche, was geſchehen würde, wenn die Sonne in der nemlichen Zeit, einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feſt ſtehende Erde herum wandeln müſte. Nemlich die eine Hälfte der Erdkugel iſt gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte iſt von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die Nemliche, ſondern wie die Erdkugel ſich gleichſam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, lößt ſich immer an dem einen Rand der finſtern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die erſten Strahlen der Sonne erbliken kann, und meint, ſie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer ſpäter und kühler, bis man die Sonne nicht mehr ſieht, und meint ſie ſey untergegangen, und den Morgen und Mittag und Abend, das heilige Oſterfeſt und ſein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erſcheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, ſondern in Wien zum Beiſpiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, ſagt Copernikus, während die Erde, den Morgen und den Abend, und zu ſeiner Zeit das heilige Oſterfeſt in 24 Stunden gleichſam um ſich herum ſpinnt, bleibt ſie nicht an dem nemlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum ſtehen, ſondern ſie bewegt ſich unaufhörlich, und mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwiſchen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Ta-

gen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deßwegen und weil alsdann nach 365 Tagen, und ungefähr 6 Stunden alles wieder ſo wird, und alles wieder ſo ſteht, wie es vor eben ſo viel Zeit auch geſtanden iſt, ſo rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und ſpart die 6 Stunden vier Jahre lang zuſammen, biß ſie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der koſtbaren Zeit verlohren gehn laſſen. Deßwegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, nnd nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verſtändigen Leſer einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verſpühren könnte! Deßwegen und

Viertens, ſagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Gefährte ſelbſt erkennen, ſondern man erkennt ſie an den Gegenſtänden rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche ſtehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem ſanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr ſchließt die Augen zu, oder ihr ſchaut eurem Cameraden, der mit euch fahrt, ſteif auf einem Rockknopf, ſo merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umſchaut nach den Gegenſtänden, welche nicht ſelber bey euch auf dem Gefährte ſind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verſchwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erſt, daß ihr vorwärts kommt, alſo auch die Erde. An der

Erde ſelbſt und allem was auf ihr iſt, ſo weit man ſchauen kann, läßt ſich ihre Bewegung nicht abſehen; (denn die Erde iſt ſelbſt das groſſe Gefährte, und alles was man auf ihr ſieht, fahrt ſelber mit:) ſondern man muß nach etwas ſchauen, das ſtehen bleibt, und nicht mitfahrt, und das ſind eben nach Nro. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beiſpiel der ſogenannte Thierkreis. Dann 12 große Geſtirne, welche man die 12 himmliſche Zeichen nennt, ſtehn am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heiſſen: Der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Waſſermann, die Fiſche.

Eins folgt auf das andere, und das lezte ſchließt an das erſte wieder an, nemlich die Fiſche an den Widder. Dieß iſt der Thierkreis. Er ſteht aber noch viel höher am Firmament als die Sonne, und ſie ſteht von hier aus betrachtet immer zwiſchen den zwei Linien, die ſeinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derſelben. Denn ob ſie gleich noch weit herwärts deſſelben ſteht, ſo meint man doch wegen der ſehr großen Entfernung, ſie befinde ſich in dem Zeichen ſelbſt. Wenn ſie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks ſteht, ſo ſteht ſie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, ſondern im nächſten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächſtfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdeſſen vorwärts gegangen ſey. Es kann nicht fehlen. Zu dem allem ſagt

Fünftens und leztens der Copernikus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die

Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte ſich auch ſo, und ſie bewegte ſich waagrecht in einer vollkommen runden Cirkellinie um die Sonne, alſo daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Cirkelkreißes ſtünde, ſo müſte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich ſeyn. Ja es müſte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte ſich die Hitze ein wenig, je ſchiefer die Sonnenſtrahlen herab fielen, und näher gegen die Pole hin herrſchte ein Winter ohne Troſt und ohne Ende. Aber es iſt nicht ſo, ſagt der Sternſeher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht ſenkrecht gegen die Sonne, ſondern ſchief in einem Winkel von 67 Graden, wer's verſteht. In dieſer Richtung gegen die Sonne dreht ſich die Erde in 24 Stunden um, in dieſer Richtung wandelt ſie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht ſenkrecht, ſondern ſchief.

Wenn am 21ſten Merz der geneigte Leſer ſich vor den rothen Adler ſtellt, vor das Wirthshaus, und ſich mit dem Geſicht gegen Sonnenaufgang kehrt, ſo iſt der Kreis, den an ſelbigem Tag der rothe Faden um die Erde zieht noch 1470 Stundenwegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, ſein Pol aber, dem er am nächſten iſt, iſt 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In ſolchem Standpunkt ſteht der geneigte Leſer am 21 Merz. Aber ſchon am 22ſten legt ſich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Cruzifix, und an ſeinen Anfang an, ſondern er lauft etwas herwärts gegen uns daran vorbey, und ſo windet er ſich von 24 Stun-

den zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort; und kommt immer näher gegen uns bis zum 21 Juni, und iſt alsdann gleichwohl noch nicht bey uns, ſondern iſt uns nur ungefähr um 705 Stunden, oder 352 1/2 Meile näher gekommen. Aber vom 21 Juni an kehrt der Faden in den nemlichen Windungen wieder zurük, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21 September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder ſatt an dem Cruzifix vorbeiſtreift. Von dieſer Zeit an windet er ſich jenſeits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21 December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt iſt, kehrt alsdann eben ſo zurük, und trift am 21 Merz wieder richtig bei dem Cruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir ſo weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieſer figürlichen Vorſtellung iſt nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leſer ſchon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nemlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Aſtronomen haben daraus berechnet, in welcher ſchiefen Linie die Erde binnen Jahresfriſt die Sonne umlaufen muß, damit dieſe Veränderungen und die 4 Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21ſten Merz, wann der rothe Faden gerade auf das Cruzifix herabreicht. Die Sonne ſteht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht ſind gleich. Die Sonne ſcheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzuſteigen, je mehr ſich der rothe Fa-

den nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21ſten Juni, wenn der Faden am weiteſten von dem Cruzifix entfernt, und am nächſten bey uns iſt. Alsdann ſteht die Sonne am höchſten über dem Haupt des geneigten Leſers, und dieſer Tag iſt der längſte. So wie ſich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer ſchiefer gegen uns zu ſtehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbſt beginnt am 21. September. Tag und Nacht ſind wieder gleich, weil die Sonne, beſage des Fadens wieder über dem Cruzifix ſteht. Aber je weiter er alsdann jenſeits hinauslauft gegen den andern Pol, deſto tiefer ſtellt ſich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. December der Faden am weiteſten jenſeits von uns entfernt iſt. Der geneigte Leſer verſchläft alsdann die längſte Nacht, und die Sonne ſteht ſo tief, daß ſie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Caminhut in das Stüblein ſchauen kann, wenn die Fenſterſcheiben nicht gefroren ſind.

Endlich wenn von dieſem Tage an der Faden zurükkehrt, verlängern ſich auch die Tage wieder. Am 22. Februar auf Petri Stuhlfeier kommt ſchon der Storch in ſeine alte Heimath zurük, und ungefähr am 20. Merz trift der rothe Faden wieder bey dem Cruzifix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus iſt zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nemliche Jahrszeit herrſcht.

Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maaße, wie ſich die Sonne von unſerm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt ſie höher über diejenige zu ſtehen, welche jenſeits des Cruzifixes gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekeht eben ſo.

Wenn hier die lezten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fangt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unſerm Winter die längſte Nacht verſchlafen, ſchimmert dort der längſte Sommertag, und der Hausfreund kann ſich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichſte Landſchaften, noch einen luſtigen Frühling, und eine fröhliche Erndte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Menſch von derſelben ſich aufheben, und in grader Linie langſam oder geſchwind zum Abendſtern aufſteigen könnte, der unter allen Sternen der nächſte iſt, ſo würde er noch merkwürdige Dinge ſehen. Der Stern würde vor ſeinen Augen immer größer werden, zuerſt wie der Mond, bald darauf wie ein groſes Rad, zulezt wie eine unüberſehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erſcheinen, weil es ſich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewiſſen Entfernung davon ſchon Berge und Thäler entdeken, und allerley, und zulezt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nemlichen Proportion müſte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es ſich auf einen kleinern Raum zuſammen drängt. In einer gewiſſen Entfernung hätte ſie für ihn noch

den Umfang wie ein groſses Rad, hernach wie eine Schützenſcheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er ſie weit drauſen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erbliken, und mit ihnen auf und untergehn ſehen. „Sieh dort, würde er zu ſeinem erſten Bekannten ſagen, mit dem er bekannt wird, ſieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter iſt eine gebohrne ſo und ſo. Es müſte ein wunderſames Vergnügen ſeyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu ſehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leſer dieſe Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zwey Gehülfen des Hausfreunds.

Es wird in Zukunft bisweilen, von einem Adjunkt die Rede ſeyn, was der geneigte Leſer nicht verſtehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nemlich der Hausfreund den rheinländiſchen Calender noch ſchrieb, er ſchreibt ihn noch, hat er den Bezirk ſeiner Hausfreundſchaft diſſeits Rheins, wie die Franzoſen das Land jenſeits Rheins in zwey Provinzen getheilt, in die untere, und in die obere: und hat in die untere einen Statthalter geſezt, einen Präfekt, der aber nicht will genannt ſeyn, denn er iſt kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund ſelber nicht leicht Statthalter, und niemand, ſondern Adjunkt, denn ſelten iſt jeder auf ſeinem Poſten, ſon-

dern ſitzen bei einander und ſchreiben mit einander neue hoch deutſche Reimen, oder ſinnreiche Räthſel. Zum Exempel, Adjunkt, ſagt der Hausfreund: Rathet hin, rathet her, was iſt das?

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib,
Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie iſt ein langer Darm,
Doch ſchlingt ſie einen Arm
Bedächtig in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein ſeyn?

Hausfreund, ſagt der Adjunkt, wenn ihr mir einen Groſchen leiht, ſo will ich euch, für dieſes Räthſel ein paar Bretzeln kaufen. Der Wein, den wir dazu trinken, bezahlt ihr. Rathet hin, rathet her, was iſt aber das?

Holde, die ich meine,
Niedliche und kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Wird mir der Abend weinerlich.
Auch gönnſt du mir,
Nachrühm' ichs dir,
Wohl manchen lieblichen Genuß;
Doch bald bekommſt du's Ueberdruß,
Und laufſt zu meiner tiefen Schmach
Ein feiles Menſch den Juden nach
Und dennoch Falſche aus und ein,
Hörſt du nicht auf mir lieb zu ſeyn.

Ihr errathets nicht, ſagt der Statthalter, wenn ichs euch nicht explicire. Es iſt eine Adjunkts Be-

ſoldung, zum Exempel meine eigene, die ich von euch bekomme.

Allein der Adjunkt hat ſelber wieder eine Adjunktinn, nemlich ſeine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt ſie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug gethan, als ſein guter Freund, der Doktor, auf ſeiner Heimreiſe aus Spanien an der Madridter Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid heraus ritt, ſeinem Thierlein wuchſen in dem warmen Land, und bey der üppigen Nahrung die Haare ſo kräftig, daß er nach Landesart zwey Barbiere mit-nehmen mußte, die auch ritten, und wenn ſie Abends in die Herberge kamen, ſo raſirten ſie ſein Thierlein. Weil ſie aber ſelber keine gemeine Leute waren, und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Thierlein eingeſeift, und raſirt, und wieder mit Lavendelöhl eingerieben war, ſo nahm jeder wieder für ſein eigenes Thierlein zwey Barbiere mit, die ebenfalls ritten, und dieſe wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäiſchen Berg zum erſtenmal umſchaute, und mit dem Perſpektiv ſehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schreken den langen Zug ſeiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbiere zum Stadtthor von Madrid herausritten, und innwendig wieder aufſaſſen, ſagte er bey ſich ſelbſt: Was hab ich denn nöthig länger zu reiten, es geht nun jezt Berg unter, und gieng früh am Tag in aller Stille zu Fuß nach Montlouis.

Alſo hat der Hausfreund mit ſeinem Adjunkte auch die Adjunktinn des Adjunkts gewonnen, iſt aber nicht erſchroken, und davon gelaufen. Wers noch

nie erlebt hat, wie ſie allen Leuten Red und Antwort gab, und ſchöne Schweitzerlieder vom Rigiberg ſingen, und wie ſie ſich verſtellen kann, bald meint man, man ſehe eine Heilige mitten aus dem gelobten Land heraus, bald die heidniſche Zauberinn Medea, und noch viel, wers nicht geſehen hat, ſtellt ſi'chs nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts, ſoll dieſes Büchlein zum Dank und zur Freundſchaft gewidmet ſeyn.

Des Adjunkts Standrede im Gemüßgarten ſeiner Schwiegermutter.

Sezt ohne Anſtand die Hüte auf, gute Nachbarn und Freunde. Ich will nun von der Fruchtbarkeit und ſchnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es gieng ein Säemann aus, zu ſäen ſeinen Saamen, und etliches fiel auf ein gut Land."

1.

Man kan ſich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überſchauen kann, welch eine Vielfachheit der Geſtalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkſtätte der reichſten Kraft und der unerforſchlichen Weisheit? Nicht weniger muß man ſich wundern über die Geſchwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlaſſenen Wegen, kahlen Felſen, Mauern und Dächern, wo nur eine handvoll

fruchtbarer Erde hingefallen iſt, anſäet und mit Gras, Kräutern, Stauden, und Buſchwerk beſetzt. Das ſieht man oft und achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an ſo oft ſieht; die größte Weisheit verräthet ſich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt ſie nicht, eben weil alles ſo einfach und natürlich iſt.

2.

Die meiſten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerkſame Landwirth wohl weiß. Tauſend Saamenkerne von einer einzigen Pflanze, ſo lange ſie lebt, iſt zwar ſchon viel geſagt, nicht jede tragts, aber es iſt auch noch lange nicht das höchſte. Man hat ſchon an einer einzigen Tabackspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die ſie in einem Jahre zur Reife brachte. Man ſchätzt einer Eiche, daß ſie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorſtellen, daß ſie in dieſer langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aeſten und Zweigen nur 500 Eicheln, ſo liefert ſie doch 25000 wovon jede die Anlage hat, wieder ein ſolcher Baum zu werden. Geſezt, daß dieſes geſchehe, und es geſchehe bey jeder von dieſen wieder, ſo hätte ſich die einzige Eiche in der zweiten Abſtammung ſchon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 ſey, glaubt man zu wiſſen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jenner bis zum 31. Dec. alle Tage 1000 Striche an eine große Wand ſchreibet, ſo habt ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, ſondern erſt 365000 Striche, und das zweite Jahr

noch keine Million, ſondern erſt 730,000 Striche, und erſt am 26. September des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. Aber unſer Eichenwald hätte 625 ſolcher Millionen, und ſo wäre es bey jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelſproſſen und Knollen zu gedenken. Wenn man ſich alſo einmal über dieſe große Kraft in der Natur gewundert hat, ſo hat man ſich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele 1000 Kerne und Körnlein alle Jahre von Menſchen und Thieren verbraucht werden, viele Tauſend im Boden erſticken, oder im Aufkeimen durch ungünſtige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, ſo bleibt doch Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerſtörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Geſäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der ſich von ſeiner Mutterpflanze ablöſet, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unſern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn ſie reif ſind, fliegen ſelbſt durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meiſten ſind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche ſind noch mit kleinen Federlein beſetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume) Kinder blaſen ſie zum Vergnügen

auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienſt, ohne es zu wiſſen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Saamenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann ſäet die Natur aus, und iſt mit einer Wohlthat beſchäftiget, während wir uns fürchten, oder über ſie klagen und zürnen; dann fliegen und ſchwimmen und wogen eine Menge von unſichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt ſie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und ſo wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Firſt und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefreſſen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trockenem Felſengrund in der Sonnenhitze erſtirbt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter ſind manche Kerne für den Wind zu groß und zu ſchwer, aber ſie ſind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menſchen oder Thieren fortgeſchoben. Andere ſind mit umgebogenen Spitzen oder Häcklein verſehen, ſie hängen ſich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menſchen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggeſtreift, oder abgeleſen und ausgeſäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehn unverdaut und unzerſtört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen ſie zur Nahrung dienen ſollen, und werden

an einem andern Ort wieder abgeſetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel ſchon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bey uns daheim iſt, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuren und Thürmen Kirſchbäume und andere auf, wo gewiß kein Menſch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Waſſer, oder ſie werden durch den Wind und Ueberſchwemmungen in die Ströme fortgeriſſen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberſchwemmungen wieder auf dem Lande abgeſetzt. Ja einige ſchwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenſeitige Geſtade, und heimen ſich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es ſind da und dort ſchon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wiſſen kann, daß der Samen dazu auf dieſe Art über das Meer gekommen ſey. Alſo müſſen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die ſeine Befehle ausrichten.

4

Aber das iſt ja eben die Plage des Landmannes! daher kommt alſo das viele Unkraut im Garten-Gelände und auf den Acker-Furchen, das der ſchönen gereinigten Saat Raum und Nahrung ſtiehlt, ſo viel Mühe macht, und doch mit aller Gedult und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint. Denn zum erſten, ſo iſt der Menſch nicht allein auf der Erde da. Viele 1000 Thiere aller Art, von mancherley Natur und Bedürfniſſen wollen auch genährt ſeyn, und warten

auf ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Manche davon ſind uns unentbehrlich und wir wiſſens wohl, manche ſchaffen uns groſſen Nutzen, und wir wiſſens nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns ſelber ſo oft erinnern, daß ſich eine milde Hand aufthut, und ſättiget alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Zum andern, ſo hat doch der Menſch auch ſchon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht ſelber geſäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroſt gedeckt, und in der Sommerhitze begoſſen hat. Und eine einzige unſcheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tauſend andere verurſachen. Aber wer ſtellt den Menſchen zufrieden? Wenn die Natur nicht ſo wäre, wie ſie iſt, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentroſt, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in geſunden und kranken Tagen zu mancherley Zwecken nützlich und nöthig ſind, ſelber anſäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erſt klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

Von den Schlangen.

1.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge ſtechen. Allein es iſt ſchon lange auſſer Zweifel geſetzt, daß ſie an der obern Kinnlade zwey Giftzähne habe, die ſie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorſtoſſen können. Dieſe

Zähne ſind hohl und haben an den Spitzen eine feine Oefnung, hinter jedem derſelben befindet ſich eine Drüſe in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, ſo tritt das Gift aus der Drüſe in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es iſt alſo eine Fabel, daß die Schlangen, ehe ſie ins Waſſer gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein ſolches Thier im Waſſer nicht giftig iſt, ſo hat es auch kein Gift auſſer demſelben. An jenen Zähnen hätte man alſo wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieſer Art von den unſchuldigen zu unterſcheiden. Aber wie kann man ihnen ſo lange ſie leben, in den Mund ſchauen und wer wirds thun. Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder ſchlägt ſie todt. Allein ſo wird doch auch manches unſchädliche und ſogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel ſogenanntes Ungeziefer, und helfen alſo, uns von der ſchädlichen Menge deſſelben bewahren. Und ein guter und beſonnener Menſch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerſtören, lieber leben laſſen als tödten, wär es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob ſie gleich mit dem Bauch auf der Erde ſchleicht, iſt doch ein merkwürdiges und wirklich ein ſchönes Thier. Schon das verdient ja unſere Bewunderung, daß dieſes Geſchöpf ohne Füſſe nur durch ſeine zahlreichen Muskeln ſich ſo leicht fortbewegen kann. Ihre Geſtalt iſt ſo einfach und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genuſſe ihres Lebens nöthig iſt. Mit welcher Geſchwindigkeit und Gewandheit gleiten ſie in den mannigfaltigſten Wendungen ihres ſchlanken Körpers nach al-

len Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Biegſamkeit wenden ſie ſich zwiſchen und über und unter den tauſend Hinderniſſen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß ſie bey jeder Bewegung in der größten Geſchwindigkeit ausweichen, nachgeben, ſich über einander ſchieben, und doch den zarten Körper bedecken und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat ſie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, ſchwarz eingefaßten Flecken, und citronengelben Querſtreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsſchmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unſern Schlangen ſind manche, zumal wenn ſie ſich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen ſchön, wenn man ſie nur ohne Furcht und Abſcheu betrachten kann.

2.

Aber wenn wir nur erſt die gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieſer Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken ſind. Wenn der Kopf breit, und mit dünnen Schuppen beſetzt iſt, ſo iſt die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund iſt, ſo iſt ſie's nicht. Ferner wenn ſich das Ende des Körpers fein zuſpitzt, ſo iſt nicht zu trauen; iſt es aber ſtumpf und abgerundet, ſo hat man keine Gefahr. Doch giebt er dieſe Kennzeichen ſelber nicht für ganz untrüglich aus, und das beſte an der Sache iſt das, daß wir

nur ſehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen ſind, und daß dieſe nicht muthwillig den Menſchen angreifen, ſondern nur ſich ſelber vertheidigen, wenn ſie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beyſpiel die ſogenannte Otter hat einen faſt herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein ſpitziges Ende. Die Farbe iſt nach den verſchiedenen Häutungen, oben grau oliven braun, oder ſchwärzlich, unten hellgrau auch bläulich. Auf dem Kopfe ſteht ein groſſer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halſe dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne gröſſere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun ſind. Die Kupferſchlange, auch Kreuzotter hat einen platten, eyrunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugeſpitzten Schweif. Oben iſt ſie roſtfarbig, bald ſtärker bald ſchwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwey von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Ueber den Rücken hinab lauft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib iſt aſchgrau mit weißen Querbinden, auf welchem wieder ſchwärzliche Punkte ſtehn, und die Endſpize iſt braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper ſchwarz iſt, und deßwegen auch die ſchwarze Otter genennt wird.

Alle halten ſich gern in einſamen, waldigen, düſtern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal ſchmerzhafte, traurige, bisweilen ſehr gefährliche Folgen hervor. Auch iſt

der Biß von der nemlichen Schlangen-Art nicht immer gleich furchtbar. Er iſt gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung iſt, gefährlicher in der heißen und ſchwühlen Witterung, als in der kühlen, und deſto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost iſt. Auf alle Fälle ſoll man nicht ſäumen, oder ſich auf Segenſprechen und Sympathie verlaſſen, wenn man gebiſſen worden iſt, ſondern ſo geſchwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehn. Unterdeſſen ſoll man zum wenigſten die Wunde unterbinden, wenn es ſeyn kann, erweitern, mit Salzwaſſer auswaſchen. Man empfiehlt auch ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu ſtecken. Jäger haben ſchon Schießpulver auf die Wunde geſtreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutſam ſeyn. Man hat Beyſpiele, daß unvorſichtige Perſonen durch die Giftzähne noch am abgeſchnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden ſind. Aber verſchlucken könnte man ſolches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich geſund und unverletzt iſt, denn es ſchadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleiſch dieſer Thiere iſt unſchädlich. Schon manche Schlange iſt gegeſſen worden, ja man bereitet von dem Fleiſche der giftigen Otter für gewiſſe Kranke eine ſehr nahrhafte und heilſame Brühe.

Aber an allen unſern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, iſt auch ſonſt nichts furchtbares und ihre Größe macht ſie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau ſagen kann, wie alt ſie werden, ſo hat man doch Urſache zu glauben, daß ſie lange wachſen, und

die ungewöhnliche Gröſſe mancher Schlangen bewieſe alſo nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelaſſen hat, ſich zu ſtrecken.

3.

Es lieſſe ſich noch viel merkwürdiges von dieſen Thieren beſonders aus fremden Ländern erzählen z. B. die giftige Klapperſchlange in Amerika giebt mit mehrern beweglichen Gelenken am Schweif einen ziſchenden oder rauſchenden Laut von ſich, ehe ſie angreift. Wer es hört, iſt gewarnt und kann ſich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung beſtimmt ſind, werden durch dieſen Laut ordentlich herbeygelockt und liefern ſich ſelber zur Beute und die jungen Amerikaner, wenn ſie Eichhörnchen fangen wollen, ſind ſo keck, daß ſie ſich irgendwo im Gebüſche verbergen, das Rauſchen der Klapperſchlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und ſich alsdann ihrer zu bemächtigen ſuchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Oſtindien ꝛc. die größte ſoll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß auch drüber erreichen. Sie iſt nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke ſelbſt dem grauſamſten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwey. Sie ſchlingen Thiere ganz hinab, die dicker als ſie ſelbſt ſind, weil der Körper nachgibt, und ſich über ſeine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine groſſe Schlange ſein Kind verſchluckte. Augenblicklich und glücklich ſoll er ſie getödtet, ihr den Bauch aufgeſchnitten, und ſein Kind lebendig und unverſehrt

heraus gezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äuſſerſt glücklicher Zufall ſcheint es wenigſtens möglich zu ſeyn.

Wenn die Neger in Afrika einer groſſen Schlange die Haut abſtreifen wollen, ſo ziehn ſie dieſelbe mit einem Strick an den Aſt eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Meſſer hinauf, geht auf den Aſt hervor, läßt ſich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, ſtreift ſie ab, und gleitet alsdann ſachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Groſſe Schlangen wurden bey den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerſpeiende Unthiere denkt, oder an ſogenannte Baſilisken, der denkt an eine Fabel. Und es iſt nur ſo viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen giebt, die durch ſogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwiſchen den vordern und hintern Beinen ſich in der Luft ſchwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwey bewegliche Auswüchſe wie Hörner hat, und nennt ſie deßwegen die Gehörnte. Sie weiß ſich ſehr geſchickt im Graſe zu verbergen, ſo daß nur dieſe Auswüchſe hervorſchauen. Vögel, die dies ſehen, haltens für Wurmer, fliegen herzu und wollen anbeiſſen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhaſcht, und gefreſſen.

So begegnet wohl auch manchem Menſchen gerade dasjenige ſelber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

Geiz und Verſchwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zuſammen; der Verſchwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verſchwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelſtraſſe zurückkehren, ſo bald er will; dem Verſchwender wird es immer ſchwerer, je weiter er ſich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es ſelten; der Verſchwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht ſich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die ſchlimmer ſind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunſch, immer weiter zu kommen; dieſen die Reue, daß er ſchon ſo weit gekommen iſt.

Geiz iſt die Wurzel alles Uebels; Verſchwendung iſt ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verſchwender die Ausſchweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; dieſen der Kummer.

Nicht ſelten wird der jugendliche Verſchwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verſchwenderiſche und im eigentlichen Sinne, lachende Erben.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerkſam iſt, daß Menſchen im Alter von ihren Kindern wieder eben ſo behandelt werden, wie ſie

einſt ihre alten und kraftloſen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernens von den Eltern; ſie ſehens und hörens nicht anders und folgen dem Beyſpiel. So wird es auf die natürlichſten und ſicherſten Wege wahr, was geſagt wird und geſchrieben iſt, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und ſie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwey Erzählungen, von denen die erſte Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürſt traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und froben Landmann an dem Ackergeſchäft an, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht ſein Eigenthum ſey, ſondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürſt, der für ſein ſchweres Regierungsgeſchäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geſchwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich ſey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch ſo frohen Muthes dabey zu ſeyn, und verwunderte ſich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „es wäre mir übel gefehlt, wenn ich ſo viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien an.“ Das war dem guten Fürſten ein neues Räthſel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und ſagte: „Ich theile meinen Verdienſt mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erſt lernen müſſen; jenen vergelte ich die Liebe, die ſie mir in meiner Kindheit erwieſen haben, und von dieſen hof-

ſe ich, daß ſie mich einſt in meinem müden Alter auch nicht verlaſſen werden.“ War das nicht artig geſagt, und noch ſchöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürſt belohnte die Rechtſchaffenheit des wackern Mannes, ſorgte für ſeine Söhne, und der Segen, den ihm ſeine ſterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von ſeinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterſtützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer gieng mit ſeinem Vater, welcher durch Alter und Kränklicheit freilich wunderlich geworden war, ſo übel um, daß dieſer wünſchte in ein Armen-Spital gebracht zu werden, das im nemlichen Orte war. Dort hoffte er wenigſtens bey dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die lezten Tage ſeines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis ſein Wunſch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünſchte. Wenigſtens ließ er ſeinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die lezte Wohlthat zu erweiſen, und ihm ein paar Leintücher zu ſchicken, damit er nicht alle Nacht auf bloſem Stroh ſchlafen müßte. Der Sohn ſuchte die 2 ſchlechteſten, die er hatte, heraus, und befahl ſeinem zehnjährigen Kind, ſie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieſer Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum haſt du das gethan?“ fragte er den Jungen bey ſeiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiederte dieſer kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Va-

ter! auch einmal in das Spital ſchicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittageſſen.

Es iſt ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewiſſen Städtlein war ſchon vorher darinn. Zu dieſem kam ein wohlgekleideter Gaſt. Kurz und trotzig verlangte er für ſein Geld eine gute Fleiſchſuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleiſch und ein Gemüß, für ſein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gaſt, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er ſich alles wohl hatte ſchmecken laſſen, zog er einen abgeſchliffenen Sechſer aus der Taſche und ſagte: „Hier, Herr Wirth, iſt mein Geld.“ Der Wirth ſagte: Was ſoll das heißen? Seid ihr mir nicht einen Thaler ſchuldig? Der Gaſt erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speiſe von euch verlangt, ſondern für mein Geld. Hier iſt mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, ſo iſts eure Schuld. — Dieſer Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverſchämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beſte kommt noch. „Ihr ſeyd ein durchtriebener Schalk,“ erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich ſchenke Euch das Mittageſſen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreu-

zer-Stück dazu. Nur ſeyd ſtille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben ſo.“ Das ſagte er, weil er mit ſeinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der ſchlaue Gaſt griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorſichtig nach der Thüre, wünſchte dem Wirth einen guten Abend, und ſagte: „Bey Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich ſchon geweſen, und eben der hat mich zu Euch geſchickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beyde hintergangen, und der dritte hatte den Nuzen davon. Aber der liſtige Kunde hätte ſich noch obendrein einen ſchönen Dank von beyden verdient, wenn ſie eine gute Lehre daraus gezogen, und ſich miteinander ausgeſöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Auflöſung des erſten Rechnungs-Exempels, und ein Zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarſchaft des betrogenen Mannes anfänglich geweſen ſeyn, den wir vorhin dreymal über die Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte ſich ſein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem böſen Feind ein 24 Kreuzer-Stück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war ſeine Baarſchaft, mit welcher er anfieng. Denn als ſie ſich das erſtemal verdoppelte, hatte er 42 kr. und 24 kr. davon, bleiben 18 kr. Das zweytemal 36 kr. und 24 kr. davon, bleiben 12 kr. Das drittemal

24 kr., und gerade ſo viel mußte er noch haben, um dem liſtigen Feind zum leztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern.

Um die Oſterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eyern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eyern, die ſie hatte, und noch ein halbes Ey dazu. Aber wohlverſtanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweyte, dieſe kauft vom Reſt wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Reſt die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ey übrig. Jezt iſt die Frage: wie groß war ihr Vorrath vom Anfang? —

Mancherley Regen.

Der beſte Regen, meint der Adjunkt, ſey doch immer der, mit welchem der Himmel unſere Felder und Weinberge tränkt und den Segen fruchtbarer Zeiten ſendet. Aber was ſagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Fröſche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnen?

1.
Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn ſie mit ſtarken Regengüſſen verbunden waren, ſieht man oft am Rande der Lachen, die vom ſtehenden Regen-Waſſer entſtanden ſind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel ausſieht. Nun meinen ohnehin noch

viele Leute, daß die Gewitter von ſchweflichten Dünſten entſtehen, die ſich in den Wolken erzeugen, und bilden ſich alsdann ein, es ſey mit dem Regen ſolcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch ſchon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erſte wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas ſo oder ſo ausſehen, und es iſt doch etwas anders, wie man ſchon oft mit Schaden erfahren hat. Und ſo iſt auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel: auch wenn es ſich am Feuer entzündet, nicht, ſondern Blüthenſtaub von den Bäumen. In den Tulpen ſtehen inwendig im Ring herum ſechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein ſchwarzer Staub ſitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine ſchwarze Naſe. Auf den Lilien iſt er ſchön gelb, und wer an eine weiſſe Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Naſe. Das iſt Blüthenſtaub. Er findet ſich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er iſt unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Saamen entſtehen ſoll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, ſtarke Regengüſſe giebt, ſo ſchwemmt der Regen dieſen Staub von den Blüthen ab, und dieß iſt auch eine Haupturſache, warum kein gutes Obſt-Jahr zu erwarten iſt, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel ſolcher blühenden Bäume beyſammen ſtehen, da ſchwemmt auch der Regen viel ſolchen Blüthen-Staub herab. Dieſer ſammelt ſich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Waſſer verdünſtet, und das iſt der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer

und Spätjahr, wo doch die Gewitter meiſtens heftiger ſind, wird niemand mehr etwas von Schwefelregen ſehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Aepfel, Nüſſe, Eicheln ꝛc. von den ſchweren Aeſten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

2.

Blutregen.

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geſchehen, daß man hie und da viel rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenſtänden von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas unglaubliches, als etwas natürliches glaubt, ſo faßt mans kurz und ſagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht alles Schwefel iſt, was gelb ausſieht, ſo iſt auch nicht alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Dießmal geht die Sache ſo zu. Aus einem kleinen Ey, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brütet im Frühjahr die Sommerwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn ſich die Raupe groß und rund gefreſſen hat, kriecht ſie irgendwo in die Höhe, wenn ſie nicht ſchon oben iſt, hängt ſich mit dem Hintertheil des Körpers feſt, mit dem Kopfe abwärts, ſtreift die Raupenhülle ab, und verwandelt ſich in eine eckige Geſtalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man ſieht dem Ding nicht an, was es ſeyn und werden

ſoll. Aber wieder nach kurzer Zeit ſpaltet ſich die Haut und es kommt etwas mit kleinen zuſammengeſchrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl anſieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es ſtille ſitzen bleibt, ſind die ſchönen farbigen Flügel gewachſen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen ſechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann iſt der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen ſchönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Geſpinnſt überzogen ſind, in welchem viele tauſend ſolcher Eyer verborgen ſeyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn ſie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit ſich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beyſammen ſind, da geben ſie auch viele rothe Tropfen von ſich, ehe ſie davon fliegen. Hundert in einem Garten können ſchon 6 — 800 Tropfen geben, und das iſt alsdann der eingebildete Blut-Regen.

3.

Froſchregen.

Man ſpricht auch von einem Froſchregen. Aber das wird noch niemand geſehen haben, daß es Fröſche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält

ſich ganz kurz ſo: Im Sommer bey anhaltend trockner Hitze zieht ſich eine Art von Landfröſchen in benachbarte Wälder und Buſchwerke zurück, weil ſie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten ſich ganz ſtille und verborgen, ſo daß ſie niemand bemerkt. Wenn nun ein ſanfter Regen fällt, ſo kommen ſie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken ſich in dem naſſen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer ſolchen Gegend iſt und auf einmal ſo viele Fröſchlein ſieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu ſehen war, der kann ſich nicht vorſtellen, wo auf einmal ſo viele Fröſche herkommen; und da bilden ſich einfältige Leute ein, es habe Fröſche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigſten Dinge gelten, als man ſich die Mühe giebt, über die vernünftigen Urſachen deſſen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

4.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es ſich anderſt. Das iſt keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweiſe, daß bald einzelne ſchwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen ſind. Die älteſte Nachricht, welche man von ſolchen Ereigniſſen hat, reicht bis in das Jahr 462. vor Chriſti Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkiſchen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und ſeit jener Zeit bis jezt, alſo in 2267 Jahren, hat es, ſo viel man weiß, 38mal Steine geregnet. Z. B. im Jahr 1492. am 4. November fiel bey Enſisheim ein

Stein, der 260 Pf. ſchwer war. Im Jahre 1672. bey Verona in Italien zwey Steine von 200 und 300 Pf. Nun kann man denken, von alten Zeiten ſey gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, obs wahr ſey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben dieſen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789. und am 24. July 1790. fielen in Frankreich, und am 16. Juny 1794. in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803. kam bey dem Ort l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000 — 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöſe aus der Luft.

Sonntags den 22. May. 1808. ſind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiſer von Oeſtreich ließ durch einen ſachkundigen Mann Unterſuchung darüber anſtellen. Dieß iſt der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb ſechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten ſie drei ſtarke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal ſo dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu ſehen vermochte. Mehrere ſchwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwiſchen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garniſon von Teliſch mit türkiſcher Muſik. An das Kanoniren dachten ſie nicht. Aber während als ſie vor Verwunderung und Schre-

cken einander anſahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achſeln ſchützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welſchen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beſtändigem Rollen nnd Pfeifen aus der Luft, einige ſenkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute ſahen zu, und die Steine, welche ſogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die erſten ſchlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die ſpätern ließen es beym nächſten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beſchaffenheit nach ſind ſie inwendig ſandartig und grau, und von außen mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derſelben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen ſeyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen welche gefunden und geſammelt worden, betragen an Gewicht 2 1/2 Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog ſich auch der Nebel, ſo, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegange wäre. Dieß iſt die Begebenheit. Was es aber mit ſolchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man ſie fragt, ſo ſagen ſie, ſie wiſſen es nicht.

5.

Hutregen.

Am unbegreiflichſten iſt es, daß es einmal Soldaten-Hüte ſoll geregnet haben. Ein Bürger aus einem

kleinem Land-Städtchen irgendwo in Sachſen ſoll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf ſeinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel ſtürmiſch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinſterte ſich; eine groſſe ſchwarze Wolke breitete ſich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es ſich verſah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward ſchwarz und der Eigenthümer deſſelben hatte unter vielen hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geſchehen war, brachte, zum Beweis davon, ſo viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine groſe Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine ſogenannte Windsbraut, riß den meiſten die Hüte von den Köpfen, wirbelte ſie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ ſie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indeſſen gehört doch eine ſtarke Windsbraut und folglich auch ein ſtarker Glaube dazu.

Auflöſung des zweiten Rechnungsexempels.

Das Räthſel von den Eyern wird ſchon lange errathen ſeyn. Man muß nemlich auf eine Zahl denken, die ſelber ungerade iſt, und nach dem Abzug der gekauften Eyer allemal eine ungerade Zahl zum Reſt zurück läßt. Und das iſt hier die Zahl Ein und Dreiſig. Denn die Hälfte davon iſt Fünfzehn und ein halbes,

und noch ein halbes Ey dazu ſind Sechszehn. Soviel Eyer kauft die erſte Nachbarin und folglich bleiben Funfzehn im Reſt. Die Hälfte davon ſind ſieben und ein halbes und noch ein halbes dazu ſind acht. So viel kauft die zweite, und ſo bleiben noch Sieben. Von dieſen wieder die Hälfte und ein halbes dazu ſind Vier, und es bleiben Drey, und die Hälfte von Drey mit einem halben mehr iſt Zwey, und ſo bleiben alle Eyer ganz und die Händlerin behält Eins im Reſt.

Drittes und viertes Rechnungsexempel.

3.

Zwey Schäfer begegnen ſich mit Schaafen auf der Straſſe. Hans ſagte zu Fritz: „Gieb mir eines von deinen Schaafen! Alsdann hab ich noch einmal ſo viel als du" Fritz ſagt zu Hans: „Nein, gieb du mir eins von deinen! Alsdann hab ich eben ſo viel als du."

Nun iſt zu errathen, wie viel ein jeder hatte.

Dieſe Aufgabe iſt klein und leicht. Folgende iſt auch nicht ſchwer aber artig. Nur muß man richtig rechnen, und nicht irre werden, was leicht möglich iſt.

4.

Ein Mann hatte ſieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da giengen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit ſie in der Theilung nach ſeinem Abſterben mehr bekommen ſollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von ſeinen Kindern

liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn ſie fleißig und gut geſittet ſeyen, nach ſeinem Tode helfen, wie er den ältern bei ſeinen Lebzeiten geholfen habe. Weil ſie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, ſo machte er folgende Verordnung:

Der älteſte Sohn ſoll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite ſoll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem Uebrigen wieder den achten Theil.

Der dritte ſoll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen und auch wieder den achten Theil vom Reſt.

Und ſo ſoll jeder folgende 100 fl. mehr als der erſte und dann von dem übrigen den Achtel erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde ſein letzter Wille vollzogen, und es iſt nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

Nützliche Lehren.

1.

Die Menſchen nehmen oft ein kleines Ungemach viel ſchwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein groſſes Unglück, und der iſt noch nicht am ſchlimmſten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt ſchweigen. Aber wenn ihr einen Menſchen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich ſeyn

kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er ſagts euch kurz und gut, oder gar nicht, dem ſucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth ſeyd, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Iſt denn der Menſch deswegen ſo ſchlimm und ſo ſchlecht, weil die böſen Neigungen zuerſt in ſeinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anſchlägt? Euer beſter Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft und euer Lebenlang keine Waizen-Erndte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden anſäet zu rechter Zeit, ſein wartet und pfleget, wie ſichs gebühret, ſo ſteigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornroſen und mancherley taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die geſunde Aehre ſchwankt in der Luft, und füllt ſich mit koſtbaren Körnern. So iſt es mit den Menſchen und mit ſeinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe ſie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kinder ſich nicht verdrüßen laſſen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Saamen, ſchöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, ſo wirds beſſer werden.

3.

Man vergißt im menſchlichen Leben nichts ſo leicht, als das Multipliciren, wenn man es noch ſo gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit beſteht nicht im Wiſſen, ſondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groſchen unnöthigerweiſe ausgeben. Mancher, der den Groſchen übrig hat, thut es, und meynt, es ſey nicht viel. Aber in einem Jahre ſind es 365 Groſchen, und in dreißig Jahren 10950 Groſchen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das iſt doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwey Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meynt jedesmal, für heute laſſe es ſich verantworten. Das multiplicirt ſich in einem Jahr zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Facit 912 verlohrene Tage des kurzen Lebens. Das iſt noch mehr als 547 fl. wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutſche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreis. Das iſt ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, ſo könnte er im dreyßigſten Jahr wieder daheim ſeyn. Daraus iſt zu lernen, wie weit ein Menſch in ſeinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geſchäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, beſſer und vollkommener zu

werden, und ſein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug iſt, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zu Erhaltung deſſelben gehört Mäßigung und Vorſicht. Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Guter Rath.

Was ich jetzt ſagen will, wird manchen, der es lieſt, geringfügig und vielleicht lächerlich ſcheinen; aber es iſt nicht lächerlich; und mancher, der es lieſt, wird meynen, ich habe ihn leibhaftig geſehen und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht, und will niemand beſonders meynen. Es giebt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im Ganzen recht geſund und ſtark ausſehen, wie es bey guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten iſt. Sie haben eine geſunde Geſichtsfarbe, eine ſtarke Bruſt, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau iſt wohlproportionirt und tadellos, bis unter die Kniee. Da kommts auf einmal ſo dünn und ſo ſchwach bis zu den Füſſen hinab, und man meynt, die armen Beine müſſen zuſammen brechen unter der ſchweren Laſt, die ſie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Man-

chem, der ſich vor dem Spiegel einbildet, ein hübſcher Knabe zu ſeyn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf ſeine Füße ſchaut, und deßwegen zieht ihr die ſtarken ledernnen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer feſter an, und ſetzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleiſch ein wenig anſchwellen, ſich heraus heben, und etwas gleichſehen ſoll, und eben daher kommts. Denn der ganze menſchliche Körper und alle ſeine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerſt in groſſen Adern, die ſich nachher immermehr in unzählig viele kleine Aederlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äußerſten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aederlein, die wieder zuſammen gehen, folglich gröſſer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich ſo fort, ſo lange der Menſch lebt, und auf dieſem Wege giebt das Blut dem Fleiſch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird ſelber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speiſe und Trank erhalten und erſetzt. Es geht da faſt ſo zu, wie bei einer wohleingerichteten Waſſerleitung. Da wird das Waſſer aus dem gröſſeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus dieſen vertheilt es ſich immermehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rauſen, und endlich findet es jeden Grashalm auf einer Wieſe, Klee- und Habermark, Liebfrauen-Mantelein, und was darauf wächſt, und giebt ihm ſeine Erquickung. Aber wo

wenig Waſſer hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und ſchlecht, und was kann davor ſeyn? So iſt es mit dem menſchlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derſelbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, deſto freier und reichlicher kann ſich auch das Blut durch ſeine Adern bewegen, deſto beſſer werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, ſo wird auch dieſem Glied ſeine Nahrung entzogen. Das geſchieht nun, wenn man von früher Kindheit an, die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle ſo feſt bindet. Die feinen und größern Adern werden zuſammengepreßt, es kann nicht ſo viel Blut ab- und aufſteigen als nöthig iſt, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es ſetzt ſich nicht genug Fleiſch und Fett um dieſelben an. Da zieht man nun den Riemen immer feſter an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur aus Uebel Aerger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein ſieht und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wiſſen verlangt und mit den nächſten beſten ſich begnügt. Mein guter Rath wäre alſo der: Ihr ſollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geſchmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weiſe bleiben will; ſo ziehe man wenigſtens die Riemen nicht feſter an als nöthig iſt, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft

anwenden, und mehr thun als nöthig iſt, um ſeinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Beſonders müſſen die Eltern frühe darauf ſehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu feſt binden. Alsdann wird das Blut ſeinen Weg ſchon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Diß iſt mein guter Rath; und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müßens auch wiſſen. Aber folgen muß man alsdann. Denn wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.

Das Mittageſſen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie ſchwer und unmöglich es ſey, mit manchen Menſchen auszukommen. Das mag denn freylich auch wahr ſeyn Indeſſen ſind viele von ſolchen Menſchen nicht ſchlimm, ſondern nur wunderlich, und wenn man ſie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigenſinnig und nie zu nachgebend, ſo wäre mancher wohl und leicht zur Beſinnung zu bringen. Das iſt doch einem Bedienten mit ſeinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unſchuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr ſehr verdrüßlich nach Hauſe, und ſetzte ſich zum Mittageſſen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrüßlich. Er faßte daher die Schüſſel mit dem, was darinnen war, und warf ſie durch das offene Fenſter in den Hof hinab. Was

that der Diener? Kurz beſonnen warf er das Fleiſch, welches er eben auf den Tiſch ſtellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tiſchtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was ſoll das ſeyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Seſſel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meynung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof ſpeiſen. Die Luft iſt ſo heiter, der Himmel ſo blau, und ſehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten; — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte ſeinen Fehler, heiterte ſich im Anblick des ſchönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den ſchnellen Einfall ſeines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht alles ſo uneben ſey, was im Morgenlande geſchieht, das haben wir ſchon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit ſoll ſich daſelbſt zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldſumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorſichtigkeit verlohren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein

Geld habe ich gefunden. Dieß wirds wohl ſeyn! So nimm dein Eigenthum zurück! „So ſprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens, und das war ſchön. Der andere machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verlohren geſchätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdeſſen geſchwinde nach, wie er den treuen Finder um ſeine verſprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund" ſprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet alſo wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung ſchon heraus genommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch." Das war nicht ſchön. Aber wir ſind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längſten und Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit zu thun war, verſicherte, daß er das Päcklein ſo gefunden habe, wie er es bringe, und es ſo bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen ſie vor den Richter. Beyde beſtunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. ſeyen eingenäht geweſen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verſehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die ſchlechte Geſinnung des andern zum Voraus zu kennen ſchien, grief die Sache ſo an: Er ließ ſich von beiden, über das was ſie ausſagten, eine

feſte und feierliche Verſicherung geben, und that hierauf folgenden Ausſpruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päklein mit 700 Thlr. gefunden hat, ſo kann auch das Geld des Letztern nicht das nemliche ſeyn, auf welches der erſtere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund nimmſt alſo das Geld, welches du gefunden haſt, wieder zurük, und behältſt es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr. verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldeſt dich, bis derjenige ſich meldet, der deine 800 Thlr. findet." So ſprach der Richter, und dabei blieb es.

Der Menſch in Kälte und Hitze.

Der Menſch kann nichts nützlicheres und beſſeres kennen lernen, als ſich ſelbſt und ſeine Natur; und manchem, der bei uns an einem heiſen Sommertage faſt verſchmachten will, oder im kalten Jenner ſich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich ſagen werde, und doch iſt es wahr.

Bekanntlich iſt die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen ſie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und ſind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den gröſten Theil des ganzen Jahrs Herr und Meiſter iſt, und entſetzlich ſtreng regiert, wo das Waſſer in den Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde ſelbſt im Sommer nicht ganz, ſondern nur einige Schuh tief auf-

thaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr ſcheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur ſchief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchſten Sommerhitze faſt unerträglich ſeyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüßen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade, über den Köpfen ſteht, und ihre glühenden Strahlen ſenkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch manches anders ſeyn, als bey uns, und doch leben und wohnen Menſchen, wie wir ſind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat ſich von ſelber ſo weit über die Erde ausgebreitet, als der Menſch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlaſſen. Nur ſehr wenige, die der Menſch mitgenommen hat, ſind im Stande, die gröſte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigſte Kälte in der andern auszuhalten. Auch dieſe leiden ſehr dabei, und die andern verſchmachten oder erfrieren, oder ſie verhungern, weil ſie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die ſtärkſten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, ſondern ſie bleiben in der Gegend, für welche ſie geſchaffen ſind, und ſelbſt die Tanne und die Eiche verwandeln ſich in den kälteſten Ländern in ein niedriges unſcheinbares Geſträuch und Geſtruppe auf dem ebenen Boden, wie wirs auf unſern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Menſch hat ſich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Weſen fortkom-

men kann, iſt überall daheim, liebt in den heiſeſten und kälteſten Gegenden ſein Vaterland und die Heimath, in der er geboren iſt, und wenn ihr einen Wilden, wie man ſie nennt, in eine mildere und ſchönere Gegend bringt, ſo mag er dort nicht leben und nicht glüklich ſeyn. So iſt der Menſch. Seine Natur richtet ſich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch ſeine Vernunft ſeinen Aufenthalt einzurichten, und ſo bequem und angenehm zu machen, als es möglich iſt. Das muß der Schöpfer gemeynt haben, als er über das menſchliche Geſchlecht ſeinen Segen ausſprach. „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet ſie euch unterthan.“

Ich will jetzt einige Beiſpiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menſchen aushalten können.

Zu Jeniſeisk in Siberien trat einſt im Jenner 1735 eine ſolche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menſchen dort.

Zu Kraßnaiarsk ebenfalls in Siberien, wurde im Jahr 1772 den 7 December die Kälte ſo heftig, daß eine Schaale voll Queckſilber, welches man in die freye Luft ſetzte, in ein feſtes Metall zuſammengefror. Man konnte es wie Bley biegen und hämmern, und doch hielten es Menſchen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einſt die Engländer in Nord-Amerika an der Hudſonsbay. Da fror ihnen ſelbſt in den geheizten Stuben der Brantewein in Eis zuſammen. Sie konnten ihn nicht flüßig erhal-

ten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die ſtarke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettſtätten mit Eiß und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nemliche Menſchen-Natur aushalten kann, das ſehen wir ſchon an unſern Feuerarbeitern, zum Beiſpiel in Glashütten, Eiſenſchmelzen, Hammerſchmidten, wo die Leute ſich durch ſchwere Arbeit noch mehr erhitzen müſſen. Im Breitlingen, das iſt eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachſen, mußte das feſte Geſtein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da ſind nun viele ſchweflichte Theile und Dünſte, die in Entzündung gerathen, und eine ſo erſtaunliche und unerträgliche Hitze verurſachen, daß die Bergleute ſelbſt noch den Tag nach der Löſchung des Feuers nakt arbeiten und alle Stunde innehalten und ſich wieder abkühlen müſſen.

Manche Perſonen, die in Krankheiten viel aufs Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünſtigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen iſt, laſſen nur ſo viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig iſt, und ſchwitzen ſo nach Herzensluſt. Das mag nun freylich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht gros loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr ſo unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer, ließen einſt ein kleines Zimmer ſo ſtark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft faſt der Hitze des kochenden Waſſers gleich. Und doch hielten dieſelben ſie 10

Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beſchwerden. Einer von ihnen trieb den Verſuch noch weiter. In einer Hitze, wo friſche Eier in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freylich eine gemachte künſtliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel beſſer. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein ſo trockener und heißer Wind von den Sandwüſten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich verſengt werden und abdorren. Menſchen, die alsdann im Freyen ſind, müßen ſich freylich ohne Verzug mit dem Geſicht auf die Erde niederlegen, damit ſie nicht erſticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszuſtehen. Selbſt in geſchloſſenen Zimmern kann man ſich vor Mattigkeit faſt nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl überſteht man es, wenn man vorſichtig iſt und Erfahrungen benutzt.

Wenn man ſo etwas liest oder hört, ſo lernt man doch zufrieden ſeyn daheim, wenn ſonſt ſchon nicht alles iſt, wie man gerne mögte.

Der ſchlaue Huſar.

Ein Huſar im lezten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jezt auf der Straße entgegen gieng, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geſchenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Bazen nicht zufrieden geweſen wäre. Aber der Landmann verſicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen lezten Kreu-

zer im nächſten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht ſo weit von meinem Quartier wäre,“ ſagte hierauf der Huſar, ſo wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du haſt nichts, ich hab nichts; ſo müſſen wir den Gang zum heil. Alfonſus doch machen. Was er uns heute beſchert, wollen wir brüderlich theilen.“ Dieſer Alfonſus ſtand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig beſuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Luſt zu dieſer Wallfahrt. Aber der Huſar nahm keine Vorſtellung an, und verſicherte unterwegs ſeinen Begleiter ſo nachdrücklich, der heil. Alfonſus habe ihn noch in keiner Noth ſtecken laſſen, daß dieſer ſelbſt anfieng Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Camerad und Helfershelfer des Huſaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das ſteinerne Bild des Alfonſus, vor welchem ſie jezt niederknieten, während der Huſar gar andächtig zu beten ſchien. „Jezt, ſagte er ſeinem Begleiter ins Ohr, jezt hat mir der Heilige gewinkt.“ Er ſtand auf, gieng zu ihm hin, hielt die Ohren an die ſteinerne Lippen, und kam gar freudig wieder zu ſeinem Begleiter zurük. „Einen Gulden hat er mir geſchenkt, in meiner Taſche müße er ſchon ſtecken.“ Er zog auch wirklich zum Erſtaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber ſchon vorher bei ſich hatte, und theilte ihn verſprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Huſar die Probe noch einmal machte. Alles gieng das zweitemal wie zuerſt. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurük. „Hun-

dert Gulden hat uns jezt der gute Alfonſus auf einmal geſchenkt. In deiner Taſche müſſen ſie ſtecken.“ Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte ſeine Verſicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Huſar redete ihm zu, er ſollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonſus haben, und nachſehen. Alfonſus habe ihn noch nie getäuſcht. Wollte er wohl oder übel, ſo mußte er ſeine Taſchen umkehren und leer machen. Die Hundert Gulden kamen richtig zum Vorſchein, und hatte er vorher dem ſchlauen Huſaren die Hälfte von ſeinem Gulden abgenommen, ſo mußte er jezt auch ſeine Hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und liſtig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen ſtrömt das Leben.
Reine Luft für Menſch und Vieh;
Waſſerbrünnlein ſpat und früh
Müßen uns die Berge geben.

Friſche Matten!
Grüner Klee und Dolden ſchießen;
An der Schmehle ſchlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelſtein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reiß,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirſche, Birn und Pflaum gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt ſich
Halm und Aehre, ſchwanket ſchön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächſt und füllt ſich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn im Brautgeſchmeide,
Weiße Wölklein ſteigen auf,
Ziehn dahin im ſtillen Lauf.
Gottes Schäflein gehn zur Waide.

Herzensfrieden,
Woll ihn Gott uns allen geben!
O dann iſt die Erde ſchön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und ſingt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel ſingt nicht mehr.
Winde brauſen hin und her,
Und die wilden Waſſer wogen.

Rothe Blitze
Zuken hin und zuken wieder
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur.
Donnerſchläge ſtürzen nieder.

Gut Gewiſſen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht,
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen ſäugen, iſt der Maulwurf das einzige, das ſeiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen iſt's zu viel, wird mancher ſagen, der an ſeine Felder und Wieſen denkt, wie ſie mit Maulwurfs Hügeln bedekt ſind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächſe oben abſterben, wenn das heimtükiſche Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun ſo wollen wir denn Gericht halten über den Miſſethäter.

Wahr iſt es, und nicht zu läugnen, daß er durch ſeine unterirrdiſchen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von ſeiner Feſtigkeit raubt.

Wahr iſt es ferner, daß durch die herausgeſtoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erſtickt werden können. Dafür iſt jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's geſehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten?

Nun, man ſagt ſo: Wo die Wurzeln abgenagt ſind und die Pflanzen ſterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe ſind, geſchieht das auch nicht. Folglich thuts der Maulwurf. — Der das ſagt, iſt vermuthlich der Nemliche, der einmal ſo behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Fröſche zeitlich quaken, ſo ſchlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Fröſche lange nicht qua-

ken wollen, ſo will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Fröſche das Laub heraus. — Seht doch, wie man ſich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Natur-Beobachter, der ſagt ſo:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, ſon„dern die Quadten oder die Engerlinge die unter der „Erde ſind, aus welchen hernach die Maykäfer und „anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber „frißt die Quadten, und reinigt den Boden von die„ſen Feinden.“

Jezt wird es alſo begreiflich, daß der Maulwurf immer da iſt, wo das Gras und die Pflanzen krank ſind und abſterben, weil die Quadten da ſind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was dieſe anſtellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweiſen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr ſagen, der noch keinen Maulwurf geſehen hat.“ —

Halt, guter Freund! der das ſagt, kennt den Maulwurf beſſer als ihr alle, und eure beſten Scheermäuſer, wie ihr ſogleich ſehen werdet. Denn ihr könnt zweyerlei Proben anſtellen, ob er die Wahrheit ſagt.

„Erſtlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund ſchaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugthiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk beſtellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar ſcharfe Vorderzähne, und

gar keine Eckzähne, ſondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und freſſen, haben ſechs und mehr ſpitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter dieſen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, ſo werdet ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade ſechs und in der untern acht ſpitzige Vorderzähne und hinter denſelben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er iſt kein Thier, das an Pflanzen nagt, ſondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufſchneidet, und in den Magen ſchaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefreſſen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfaſern oder ſo etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie ſieht's jezt aus?

Wenn ihr alſo den Maulwurf recht fleißig verfolgt, und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, ſo thut ihr euch ſelbſt den gröſten Schaden und den Engerlingen den gröſten Gefallen. Da können ſie alsdann ohne Gefahr eure Wieſen und Felder verwüſten, wachſen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maykäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Beſenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn.

So ſieht's aus.

Der Zahnarzt.

Zwey Tagdiebe, die ſchon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil ſie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeſchickt waren, kamen doch zuletzt in groſſe Noth, weil ſie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geſchwind wußten, wo nehmen. Da geriethen ſie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zuſammen, das ſie nicht zur Stillung des Hungers genießen, ſondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie knetteten nemlich und drehten aus demſelben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und beſtreuten ſie mit Wurmmehl aus altem zerfreſſenem Holz, damit ſie völlig ausſahen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften ſie für ein paar Bazen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder: (denn eine ſchöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen:) Das Papier zerſchnitten ſie alsdann und wickelten die Pillen darein, je ſechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäſte anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, ſondern ſaß ganz wehmüthig in einen Winkel, hielt die Hand an den Backen, winſelte halb laut für ſich, und kehrte ſich unruhig bald ſo her, bald ſo hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten ſich wohl ein, daß der arme Menſch ganz entſetzlich Zahnweh haben müße. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröſtete ihn, daß es ſchon wieder vergehen werde, trank ſein Gläslein fort, und

machte ſeine Marktaffairen aus. Indeſſen kam der andere Tagdieb auch nach. Da ſtellten ſich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in ſeinem Leben geſehen hätte. Keiner ſah den andern an, bis der Zweite durch das Winſeln des Erſtern, der im Winkel ſaß, aufmerkſam zu werden ſchien. „Guter Freund, ſprach er, ihr ſcheint wohl Zahnſchmerzen zu haben?" und gieng mit großen und langſamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doctor Schnauzius Rapunzius von Travalgar," fuhr er fort. Denn ſolche fremde volltönige Namen müſſen auch zum Betrug behülflich ſeyn, wie die Farben. „Und wenn ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt, fuhr er fort, ſo ſoll es mir eine ſchlechte Kunſt ſeyn, euch mit einer höchſtens zweyen, von euren Leiden zu befreyen." — „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der ſaubere Doctor Rapunzius eines von ſeinen rothen Päcklein aus der Taſche, und verordnete dem Patienten ein Kugelein daraus auf den böſen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beiſen. Jetzt ſtreckten die Gäſte an den andern Tiſchen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei um die Wunderkur mit anzuſehen. Nun könnt ihr euch vorſtellen, was geſchah. Auf dieſe erſte Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entſetzlichen Schrey. Das gefiel dem Doctor. Der Schmerz, ſagte er, ſey jetzt gebrochen, und gab ihm geſchwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verſchwunden. Der Patient ſprang vor Freuden auf, wiſchte den Angſtſchweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran

war, und that, als ob er ſeinem Retter zum Danke etwas Nahmhaftes in die Hand drükte. — Der Streich war ſchlau angelegt, und that ſeine Wirkung. Denn jeder Anweſende wollte nun auch von dieſen vortrefflichen Pillen haben. Der Doctor bot das Päklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich giengen jezt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als ſie wieder zuſammen kamen, über die Einfalt dieſer Leute, und ließen ſich's wohl ſeyn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 kr. bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverluſt war nicht einmal das Schlimmſte. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicher Weiſe mit der Zeit ſteinhart. Wenn nun ſo ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entſetzlichen Schmerz, den er, ſtatt geheilt zu werden, ſich ſelbſt für 24 Kreuzer aus der eigenen Taſche machte. Daraus iſt alſo zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorſpiegelungen jedes herumlaufenden Landſtreichers traut, den man zum erſtenmal in ſeinem Leben ſieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieſes lieſt, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch ſchon geweſen.“ — Merke: Wer ſo etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern, und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Nützliche Lehren.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiſer antwortet.“ Das muß zweimal wahr ſeyn. Fürs Erſte kann gar wohl der einfältigſte Menſch eine Frage thun, worauf auch der Weiſeſte keinen Beſcheid zu geben weiß. Denn Fragen iſt leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter iſt, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weiſe wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig iſt, oder wortwitzig, oder weil ſie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menſchen am Fragen und den Verſtändigen am Schweigen. „Keine Antwort iſt auch eine Antwort.“ Von dem Doctor Luther verlangte einſt jemand zu wiſſen, was wohl Gott vor Erſchaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald ſey der liebe Gott geſeſſen und habe zur Beſtrafung für ſolche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geſchnitten.“

6.

„Rom iſt nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entſchuldigen ſich viele fahrläſſige und träge Menſchen, welche ihr Geſchäft nicht treiben und vollenden mögen, und ſchon müde ſind, ehe ſie recht anfangen. Mit dem Rom iſt es aber eigentlich ſo zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unverdroſſen daran gearbeitet, und nicht

abgelaſſen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm ſtand. So iſt Rom entſtanden. Was du zu thun haſt, machs auch ſo!

7

„Friſch gewagt iſt halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Friſch gewagt iſt auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen ſagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß alſo den Ausſchlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung wie es anzufangen ſey, Benutzung der günſtigen Zeit und Umſtände und hintennach, wenn man ſein muthiges A. geſagt hat, ein beſonnenes B., und ſein beſcheidenes C. Aber ſo viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes ſoll unternommen werden, und kann nicht anders ſeyn, ſo iſt ein friſcher Muth zur Sache der Meiſter, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willſt, und fangſt nie an, oder du haſt ſchon angefangen, und es reut dich wieder, und willſt, wie man ſagt, auf dem trokenen Lande ertrinken, guter Freund, dann iſt „ſchlecht gewagt ganz verloren.“

8.

„Es iſt nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieſes Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: „Manches glänzt nicht und iſt doch Gold,“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohlbeſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes werth.

Oft iſt gerade da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am gröſten iſt. Wer viel Lerm macht, hat wenig Muth. Wer viel von ſeinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Seſter) Dukaten daheim. Als er ſie zeigen ſollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorſchein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er ſich mit einer guten Ausrede. Das Dukaten-Maas, ſagte er, ſey kleiner als das Frucht-Maas.

Betrachtung über das Weltgebäude.

Der Mond.

Der geneigte Leſer wird nun recht begierig ſeyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts ſo oft aus der Stadt nach Hauſe leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erſtlich der Mond iſt auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum ſchwebt, nicht anderſt als die Erde und die Sonne, aber in ſeiner körperlichen Maſſe iſt er fünfzig mal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man ſieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um ſich zu werfen, wenn's nicht ſeyn muß, und den gutmüthigen Leſer im Numeriren zu üben, ſondern daß er gerne bey der Wahrheit bleibt.

Zweitens, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen ſcheint, will nicht viel ſagen. Geſezt er ſtehe unbeweglich ſtill

an ſeinem Ort, ſo dreht ſich ja die Erde um ihre Axe, daraus erfolgen in Rukſicht auf den Mond die nemlichen Erſcheinungen, wie bey der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und auch an dem Cruzifix im Felde angeknüpft würde, ſo müſte ſich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond iſt deßwegen nicht um die Erde herum gegangen, ſondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Axe hat den Faden ſelber an ſich aufgewunden.

Drittens, der Mond muß auch ſein Licht und ſein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte ſeiner Kugel iſt erhellt, die gegen die Sonne gekehrt iſt, die andere iſt finſter. Damit nun nicht immer die nemliche Hälfte hell, und die nemliche finſter bleibe, ſo dreht ſich der Mond wie die Erde ebenfalls um ſich ſelber oder um ſeine Axe, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er ſagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides iſt richtig, je nachdem man's anſieht. Wir wollen aber ſagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Calendermacher ſo anſehen. Daraus folgt, daß in dieſer langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort ſo lange als ungefähr 2 von unſern Wochen und eben ſo lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß ſich ſchon ſehr in acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu ſchlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt ſich in der nemlichen Zeit auch um die Erde. Dies ſieht man aber-

mal an den Sternen. Wie wenn man einen langſam gehenden Poſtwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er ſtehe ſtill. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nemlichen Baum an der Straße ſich befindet, ſondern nach ein paar Minuten neben einem andern, ſo erkennt man, daß er nicht ſtill ſteht, ſondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leſer herum führe, ſo müſte er doch zulezt wieder zu dem nemlichen Baum kommen, bei welchem er zuerſt ſtand, und daran müſte man erkennen, daß er jezt ſeinen Kreislauf vollendet hat, alſo auch der Mond. Er hält ſich nicht jede Nacht bei dem nemlichen Sternlein auf, wenn's noch ſo ſchön iſt, ſondern er rükt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nemliche Zeit iſt er ſchon um ein Beträchtliches vorgerükt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nemlichen Stern, bei dem er zuerſt ſtand, und hat ſeinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens, da ſich der Mond alſo um die Erde bewegt, ſo iſt daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechſel für eine Bewandniß hat. Der Neumond iſt, wenn der Mond zwiſchen der Sonne und Erde ſteht aber etwas höher oder tiefer. Alsdann iſt ſeine ganze erleuchtete Hälfte oder ſein Tag gegen die Sonne gekehrt, und ſeine Nacht ſchaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf ſeinem Umlauf zwiſchen der Sonne und Erde heraus tritt, und ſich gleichſam mit ihnen in den Triangel ſtellt, erbliken wir zuerſt einen ſchmalen Streif

von der erhellten Mondkugel, der immer gröſser wird bis zum Erſten Viertel.

Das Erſte Viertel iſt, wenn der Mond ſo ſteht, daſs gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht iſt, und die Hälfte von der verfinſterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht ſehen, wie Gott das Licht von der Finſterniſs ſcheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag biſs zum Vollmond allmählig beſiegt wird.

Der Vollmond iſt, wenn der Mond auf ſeinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde ſteht, alſo daſs die Erde zwiſchen ihm und der Sonne ſchwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir ſeine ganze erleuchtete Hälfte ſehen, wie ſie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unſerer Nacht hinaufſchauen in ſeinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond ſich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von ſeiner finſtern Hälfte zum Vorſchein, und immer mehr bis zum lezten Viertel.

Das lezte Viertel iſt, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns ſteht, erleuchtet, und die andere verfinſtert iſt, und jezt kann man ſehen, wie die Nacht den Tag beſiegt, bis ſie ihn im Neumond wieder verſchlungen hat. Dieſs iſt der Mondwechſel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in ſchnurgrader Linie vor der Sonne ſtehen, ſo geſchehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage ſehen kann, nemlich die Finſterniſſe,

Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in ſeinem Lauf gerade zwiſchen die Erde und die Sonne hineinrükt, nicht höher und nicht tiefer, ſo können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer ſehen, oder doch nicht ganz, und das iſt alsdann eine Sonnenfinſterniß, die Sonnenfinſterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwiſchen die Sonne und zwiſchen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, ſo kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond ſcheinen, weil die Erde ihren Stralen im Wege ſteht. Dies iſt alsdann die Mondsfinſterniß. Die Dunkelheit, die wir am Mond erbliken, iſt nichts anders als der Schatten von unſerer eignen Erde, und ein ſolches Exempel am Mond kann nur im Voll-Licht ſtatuirt werden. Alle dieſe Finſterniſſen nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wiſſen wir Sternſeher und Calendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu ſagen, und der Hausfreund gibt jezt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern geſagt worden iſt, und ferner ſoll geſagt werden. „Woher wißt ihr, fragt der vorſichtige Leſer, daß die Sonne und der Mond ſo groß iſt, oder ſo, ſo weit oder ſo nahe; und daß ſich die Erde und der Mond auch ganz gewiß ſo bewegen, wie's euch vorkommt? Wer iſt dort geweſen und hat's gemeſſen? Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüſten und auf das Haar, ſo könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finſterniß vorausſagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute ſie anfängt, und wie tief ſie ſich in

den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder ſagts auch voraus, wenn ihr könnt, und warum ſucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

Siebentens, und wenn der Mond in ſeinem vollen Licht am Himmel erſcheint, ſieht er bey allem dem kurios aus mit ſeinem trüben Geſicht, und mit ſeinen helleren und blaſſern Flecken. Denn bekanntlich iſt die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, ſondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile ſeyen Land, von welchem die Lichtſtrahlen wieder zurükprellen, und die dunkleren ſeyen Waſſer, welches die Lichtſtrahlen verſchlukt. Allein mit einem kapablen Perſpectiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtſchaffner Sternſeher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt als Land und Waſſer, nemlich auch Land aber kein Waſſer, ſondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Geſtalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten ſogar beobachtet, und wie er ſich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zulezt ſogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichſam wie ein Exempel aus der Regel detri? Die höchſten Berge auf dem Mond ſind höher als die höchſten auf der Erde, nemlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Reſpekt vor dem Sternſeher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem ſchwachen Menſchenkind den Verſtand und die Geſchiklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumeſſen, die unſer einer (der geneigte Leſer iſt gemeint) gar nicht ſieht. Fragt man nun noch

Achtens und leztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat. — Antwort: Was die Erde. Soviel iſt gewiß, er erhellt durch ſein mildes Licht, welches der Wiederſchein von ſeinem Sonnenſchein iſt, unſere Nächte, und ſieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küſſen. Er iſt der eigentliche Hausfreund und erſte Kalendermacher unſerer Erde, und der oberſte General, Nachtwächter, wenn die andern ſchlafen. Hinwiederum ſcheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechſelndem Licht, an die finſtere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leſer ſagen! Sieht man nicht in den erſten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel ſteht, ſieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil ſeiner Scheibe, oder ſeine Nacht durch einen ſchwachen grünlichen Schimmer erhellt. Das iſt eine Wirkung des Sonnenſcheins, der von der erleuchteten Halbkugel unſerer Erde auf den Mond fällt, oder iſt der Erdſchein im Mond.

Zudem iſt es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerley vernünftige und unvernünftige Geſchöpfe von kurioſen Geſtalten und Eigenſchaften beherbergt, die uns alles beſſer ſagen könnten, und die ſich in ihrer Nacht auch über den milden Erdſchein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und ſey blos wegen ihnen da, und wir könntens ihnen auch beſſer ſagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aufl öſung des 3ten und 4ten Rechnungs-Exempel.

Ich werde wohl zu ſpät kommen, und alle, welche ſich um das erſte Rechnungs-Exempel bekümmerten, werdens heraus haben, daß Hanns 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem erſten Eins von den ſeinen gab, ſo hatte Fritz noch 4, Hanns aber hatte 8; folglich noch einmal ſo viel. Giebt aber der erſte dem letzten Eins, ſo behält Hanns noch 6 und Fritz bekommt 6. Und alſo lautete die Aufgabe.

So ein Schaf hin oder her zu geben, wenn man ſelber nur 5 oder 7 Stücke hat, iſt nun freylich keine Kleinigkeit. Sonſt aber und wo es angeht, iſt es immer beſſer, gute Freunde haltens mit einander ſo, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünſtig; und wo einmal Uebermuth und Mißgunſt ſich einniſten, da hat es mit der guten Freundſchaft bald ein Ende. Das muß der verſtändige Vater wohl überlegt haben, der im zweyten Exempel ſein Vermögen unter ſeine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabey begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern ſo vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewieſen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein

könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig ſpatziren gehen und friſche Luft ſchöpfen.

Zwey Erzählungen.

Wie leicht ſich manche Menſchen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nemlichen oft durch einen unerwarteten ſpaßhaften Einfall wieder zur Beſinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn geſehen, der die Suppenſchüſſel aus dem Fenſter warf, und an ſeinem witzigen Bedienten. Das nemliche lehren folgende zwey Beyſpiele.

Ein Gaſſenjunge ſprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeygieng, um einen Kreutzer an, und als dieſer ſeiner Bitte kein Gehör geben wollte, verſprach er ihm, um einen Kreutzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher der dieß lieſt, wird denken, das zu lernen ſey keinen Heller noch weniger einen Kreutzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes ſind. Aber es iſt mehr werth als man meynt. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, ſo weiß man auch, vor was man ſich zu hüten hat, wenn man davon bewahrt bleiben will. So mag dieſer Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieſer forderte jezt den zweyten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den ſechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunſtſtück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den

Knaben einen unverſchämten Burſchen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der ihr ſeyd, ſchrie jezt der Junge, ſchon ſo alt und noch ſo unverſtändig! hab ich euch nicht verſprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt ihr mir nicht ſechs Kreutzer dafür gegeben? Das ſind ja jezt Händel, und ſo kommt man dazu. Was ſchlagt ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieſer Vorfall war, ſo ſah er doch ein, daß der liſtige Knabe Recht und er ſelber Unrecht hatte. Er beſänftigte ſich, nahm ſichs zur Warnung, nimmer ſo aufzufahren, und glaubte die gute Lehre, die er da erhalten habe, ſey wohl ſechs Kreutzer werth geweſen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger ſchnell und ernſthaft die Straße hinab. Man ſah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbey, der ein neugieriger und dabey ein gewaltthätiger Mann muß geweſen ſeyn, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin ſo eilig? ſprach er zu dem Bürger. Dieſer erwiederte ganz gelaſſen: Geſtrenger Herr, das weiß ich ſelber nicht. — Aber Ihr ſeht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Das mag ſeyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter ſehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böſes ausüben wollte, das er nicht ſagen dürfe. Kurz, er verlangte jezt

ernſthaft, von ihm zu hören wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn ſogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu laſſen. Das half alles nichts, und der Stadt-Richter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, dieſen widerſpenſtigen Menſchen wegzuführen. Jezt aber ſprach der verſtändige Mann: Da ſehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit geſagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wiſſen, daß ich in den Thurn gehen werde, — und weiß ich denn jezt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, ſprach jezt der Richter, das ſollt Ihr nicht. Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Beſinnung. Er machte ſich ſtille Vorwürfe über ſeine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig ſeinen Weg gehen.

Es iſt doch merkwürdig, daß manchmal ein Menſch, hinter welchem man nicht viel ſucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der ſich für erſtaunend weiſe und verſtändig hält.

Nützliche Lehren.

9.

Es ſagt ein altes Sprichwort: Selber eſſen macht fett. Ich will noch ein paar dazu ſetzen: Selber Achtung geben macht verſtändig. Und ſelber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen ſieht, ſondern ſich auf andere verläßt, und wer nicht ſelber Hand anlegt, wo es nöthig iſt, ſondern andere thun läßt, was er ſelber thun ſoll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt ſo: Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, ſo kommt er. Das ſagt mancher, und verſtehts nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen. Denn er iſt mit Ketten der Finſterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt, und ſich daſſelbe in Gedanken vorſtellt, oder lang davon ſpricht, ſo kommt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thuts. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mahl' ihn nicht an die Wand! Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

11.

Einmal iſt Keinmal. Dieß iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechnungsmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens Einmal, und daran läßt ſich nichts abmarkten. Wer Einmal geſtohlen hat, der kann ſein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremden Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt Einmal nicht Keinmal. Aber das iſt noch nicht alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: Einmal iſt Zehnmal und Hundert- und Tauſendmal. Denn wer das Böſe Einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und als-

dann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwey Sprichwörter und die ſind beyde wahr, wenn ſie ſchon einander widerſprechen. Von zwey unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Luſt und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenſtern hineinregnete. Er ſagte immer: Wo nichts iſt, kommt nichts hin. Und ſo war es auch. Er blieb ſein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsiſt, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Erſparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem gröſſern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu ſagen: Was nicht iſt, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaſſenſchaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Erſparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langſam. Aber ſein Sprichwort: Was nicht iſt, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es beſſer. Er wurde durch unverdroſſenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jezt die Kinder des armen Bruders Wonichtsiſt, der ſelber nichts zu beiſſen und zu nagen hat.

Die Spinnen.

1.

Die Spinne iſt ein verachtetes Thier, viele Menſchen fürchten ſich ſogar davor, und doch iſt ſie auch ein merkwürdiges Geſchöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beyſpiel die Spinne hat nicht zwey Augen, ſondern acht. Mancher wird dabey denken, da ſey es keine Kunſt, daß ſie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, ſo geſchwind erblickt und zu erhaſchen weiß. Allein das machts nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Unterſuchungen der Naturkündigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindinn, die groß genug darinn ſitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, ſondern auch Verſtand und Geſchick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallſtricke gerathen will. — Wie fein iſt ein Faden, den eine Spinne in der größten Geſchwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch verſichern abermal die Naturkündigen, daß ein ſolcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen ſieht, wohl ſechstauſendfach zuſammen geſetzt ſeyn könne. Das bringen ſie ſo heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, ſondern ſechs Drüſen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehn. Aber jede von dieſen Drüſen hat wohl tauſend feine Oeffnungen, von welchen keine umſonſt da ſeyn wird. Wenn alſo jedesmal aus allen dieſen Oeffnungen ſolcher Faden herausgeht, ſo iſt an der Zahl ſechstauſend nichts auszuſetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß

ein ſolcher Faden, obgleich ſo fein, doch auch ſo feſt ſeyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und abſteigen, und ſich in Sturm und Wetter darauf verlaſſen kann. Muß man nicht über die Kunſt und Geſchicklichkeit dieſer Geſchöpfe erſtaunen, wenn man ihnen an ihrer ſtillen und unverdroſſenen Arbeit zuſchaut, und an den großen und weiſen Schöpfer denken, der für alles ſorgt, und ſolche Wunder in einem ſo kleinen und unſcheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag alles gut ſeyn, denkt wohl mancher, wenn ſie nur nicht giftig wären, und lauft davon, oder zertritt ſie, wo er eine findet. Aber wer ſagt denn, daß unſere Spinnen giftig ſeyen? Noch kein Menſch iſt in unſeren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die ſie aufs Brod ſtreichen und verſchlucken? Wohlbekomms, wem es ſchmeckt! Auch ſonſt thun dieſe Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens beſorgt ſind, keinem Menſchen etwas zu leide. Im Gegentheil leiſten ſie in der Natur einen großen Nuzen, den man aber, wie es oft geſchieht, nicht hoch anſchlägt, weil jede einzelne wenig dazu beyzutragen ſcheint. Es iſt das geringſte, daß ſie hie und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für dieſe wäre noch anderer Rath. Aber ſie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer ſehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erſtaunend beſchwerlich und ſchädlich werden, und gegen welche man ſich nicht erwehren könnte, wenn ſie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen

mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einſt in ſeinem einſamen Kerker eine Spinne ſo zahm, daß ſie ſeine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er ſie lockte und etwas für ſie hatte. Sie verkurzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeiſter es merkte, brachte er ſie ums Leben. Was iſt verabſcheuungswürdig? Ein ſolches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein ſolcher Menſch, der dem Unglücklichen auch dieſes Vergnügen mißgönnt und zerſtört? Ein anderer Gefangener, der ſonſt nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht, und merkte, daß ſie auch Wetterpropheten ſeyen. Bald lieſſen ſie ſich ſehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal ſpannen ſie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zuſammen, ein andermal weiter auseinander, ſo oder ſo, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenſchein, anhaltend oder veränderlich. Alſo auch dazu ſind ſie gut, und wenn ſich jemand verwundet hat, und findet geſchwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, ſo iſt er doch auch froh darüber. Wenn es rein iſt, ſo kann es Blut und Schmerzen ſtillen. Wenn es aber voller Staub iſt, ſo ſchmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherley Thiere dieſer Gattung gebe,

ſieht man ſchon an der Verſchiedenheit ihres Gewebes in der freyen Luft, an Fenſterſcheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche ſpinnen gar nicht, ſondern ſpringen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nach-Sommer ſieht man oft gar viele weiſſe Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo dieſe Fäden und Flocken herkommen, und machte ſich allerley wunderliche Vorſtellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Geſpinnſt iſt von unzählig viel kleinen ſchwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genennt werden. Da ſieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nemliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem unterſten heiſſen Italien. Sie iſt unter dem Namen Tarantel bekannt. Dieſe ſoll wohl die Menſchen beiſſen und durch den giftigen Biß krank und ſchwermüthig machen. Ein Mittel dagegen ſoll ein gewiſſer Tanz ſeyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Muſik dazu hören, ſo fangen ſie an zu tanzen, bis ſie vor Müdigkeit umfallen, und ſind alsdann geneſen. Es lieſſe ſich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es iſt doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabey, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieſer Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buſchſpin-

ne. Dieſe nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewiſſen Art von Vögeln geht ſie nach, greift ſie an und zwingt ſie, tödtet ſie und ſaugt ihnen das Blut und die Eyer aus. Worüber ſoll man ſich am meiſten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unſern Betrachtungen über das Weltgebäude unſern Wohnplatz, die Erde, die Sonne, und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unſer Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen ſich ſo oft das Auge des nächtlichen Wanderes ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptſtadt oder in der Nähe derſelben gelebt hat, der kann wiſſen, was eine Illumination iſt, und wie herrlich es ausſieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tauſend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann ſich nicht ſatt ſchauen, und überall erblickt es etwas anderes und ſchöneres. Aber alle dieſe irdiſche Herrlichkeit iſt in gar keine Vergleichung zu ſetzen mit der großen himmliſchen Illumination, die in jeder wolkenloſen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrſchers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Fürs erſte müſſen wir wiſſen, daß es zweyerley Arten der Sterne giebt. Denn ſo ſehr ſie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu ſtehen ſcheinen, ſo behalten doch die meiſten derſelben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stel-

lung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt ſich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Geſtirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsſtab, der wirds wiſſen. Wie dieſe Sterne in ſeiner Jugend ſtanden, ſo ſtehen ſie noch, und wo er ſie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er ſie in der nemlichen Jahrszeit wieder. Und dieſe Sterne heiſſen Fixſterne.

Nur mit ſehr wenigen andern, welche man Irrſterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtniß. Dieſe behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwiſchen zwei gewiſſen Sternen ſteht, ſo ſteht er von heute übers Jahr nicht mehr zwiſchen den nämlichen, ſondern an einem andern Ort. Es iſt, als ob dieſe Sterne für Kurzweil bei den andern herum ſpazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und ſich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber ſie haben ihre Ordnung ſo gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehreſten von ihnen kennt jeder Leſer aus den Kalendern, beſonders aus dem hundertjährigen. Dieſe Planeten haben nun folgende Eigenſchaften mit einander gemein:

1) Sie ſind unter allen Sternen unſrer Erde am nächſten, viel näher als irgend ein Fixſtern.

2) Sie bewegen ſich in großen Kreiſen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die

andern nicht thun. Und aus dieſem Grunde verändert ſich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es ſind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unſre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen ſehen, iſt Sonnenſchein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückſtrahlt, ſo daß wir auch in der finſterſten Sternennacht doch nicht ganz von dieſem fröhlichen Lichte verlaſſen ſind. Jeder Planet iſt eine ungeheure groſſe Kugel, die ſich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne ſteht, hat Licht, die andere iſt finſter. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet ſteht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unſre Erde, verſchiedene Jahrszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falſch iſt es alſo, wenn man glaubt, die Sonne ſey ſelber ein Planet. Denn ſonſt müßte ſie ſich ſelber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, ſie müßte Tag haben, wenn ſie von ſich ſelber beſchienen wird, und Nacht, wenn ſie nicht von ſich ſelber beſchienen wird. Sie mußte Sommer und Winter haben, wenn ſie näher oder weiter von ſich ſelber abſteht, und das iſt lauter Widerſpruch. Hingegen haben die Weltweiſen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln deſſelben, unſere Erde ſelber ein Planet ſey, weil ſie alle Eigenſchaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten ſtünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde ſchaute, dem würde ſie eben ſo als

ein kleiner glänzender Stern erſcheinen, wie uns der Abendſtern erſcheint. Denn es iſt die Entfernung von den Sternen zu uns gerade ſo weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung ſtehen, daß unſere Erde abwechſelnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach ſieben Jahren manches wieder ſo kommt, wie es ſieben Jahre früher war. Denn

1) ſonſt müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unſere Erde ſelber ein Planet iſt, und ſolche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht ſtatuirt.

2) ſo müßte unſere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht ſeyn, ſonſt müßten wir auch etwas davon wiſſen.

3) So ſind nicht ſieben Hauptplaneten, ſondern es ſind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle ſieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie ſiehts jetzt aus?

Alſo iſt auch der Mond kein Planet, wie ſchon aus der vorigen Betrachtung über ihn erſichtlich iſt, ſondern er iſt der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber ſind einige ſchon lange bekannt, nämlich

Der Merkurius, aber dieſen wird keiner von euch leicht geſehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem ſo kleinen Kreis, und ſteht immer ſo nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr

aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und alſo nicht überall zu ſehen iſt. Er iſt ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf dieſem Planet nur 88 Tage, denn in ſo viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet ſeine Jahrszeit. Dafür iſt er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus iſt der zweite Planet, und dieſen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendſtern oder Morgenſtern. Denn wenn ſie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne ſteht, ſo geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das iſt alsdann der ſchöne Morgenſtern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in ſeinem Umlauf ſo ſteht, daß er erſt nach der Sonne aufgehen kann, ſo können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglaſt ihn nicht mehr ſehen. Unſichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind ſeiner Mutter nach, und erſt wenn die Sonne untergegangen iſt, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocke in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel ſichtbar. Dieſer Stern iſt der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns ſeinen Schimmer zeigt, ſondern ſogar einige Helle auf der Erde verurſacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe deſſelben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen

beträgt, da die Sonne ſelbſt 21 Millionen weit entfernt iſt.

Auch iſt das Licht des Abendſterns nicht immer gleich. Oft ſtrahlt er im ſchönſten Glanze, oft wieder blaſſer, und ſcheint ſogar kleiner zu ſeyn. Aber die Sternkundiger haben ſchon lange durch ihre Ferngläſer die Urſache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß iſt ſehr begreiflich. Denn da ſie eine große Kugel iſt, und alſo nur die eine Hälfte derſelben von der Sonne erleuchtet ſeyn kann, während es auf der andern Nacht und ſtockfinſter iſt, ſo kann es oft geſchehen, daß ſich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülfe der ſtärkſten Ferngläſer in dem Abendſtern entdeckt. Er iſt nähmlich ſo wenig als unſere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben ſo wie ſie ſeine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als ſie iſt, ſo hat er doch Berge, welche den höchſten Berg unſers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Aſtronomen aus dem Schatten derſelben mit Genauigkeit zu berechnen wiſſen.

O das muß ein wunderſames Vergnügen ſeyn, mit einem ſolchen Fernrohre in der finſtern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuſchauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es ſchon macht, wenn wir von einem erſtiegenen Berg nur in ein Thal hinüber ſchauen können, welches unſre Augen noch nie geſe-

hen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen ſolchen Stern hinein ſeyn, wenn wir auch ſehen könnten, was auf ſeinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menſchen die Thiere hüten, und was ſie ſonſt thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menſchliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus ſind die zwey einzigen bekannten Planeten, welche zwiſchen der Sonne und der Erde ſtehen. Weiter über die Erde hinaus kreiſen um die Sonne noch die drey längſt bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebſt fünf neuendeckten, Pallas, Ceres, Juno, Veſta und Uranus genannt, welche in der Folge ſollen beſchrieber werden.

Das wohlbezahlte Geſpenſt.

In einem gewiſſen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es iſt ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei naſſer Witterung ſchlüpfrig und ungangbar ſind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, ſo daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer ſchmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beſchädigte Mann ſich wohl zu helfen. Er gab bey Tag, wenn er ſonſt nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverſtändiger

Menſch dieſen Weg kam, der lieber ſeine Schuhe als ſeines Nachbars Gerſtenſaat ſchonte, ſo lief er ſchnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bey Nacht aber, wo man noch am erſten einen guten Weg braucht und ſucht, wars nur deſto ſchlimmer, und die Dornenäſte und Riſpen, mit welchen er den Wandernden verſtändlich machen wollte, wo der Weg ſey, waren allemal in wenig Nächten niedergeriſſen oder ausgetreten, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anderes zu ſtatten. Es wurde auf einmal unſicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bey trockenem Wetter und etwas hellen Nächten ſah man oft ein langes weiſſes Geſpenſt über die Gräber wandeln. Wenn es regnete. oder ſehr finſter war, hörte man im Beinhaus bald ein ängſtliches Stöhnen und Winſeln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, ſprang bebend wieder zur nächſten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit ſah man, ſobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verſchwunden war, gewiß keinen Menſchen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verſtändiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe ſich an dieſem Ort verſpätete und den nächſten Weg nach Haus doch über dieſen verſchrieenen Platz und über den Gerſtenacker nahm. Denn ob ihm gleich ſeine Freunde die Gefahr vorſtellten und lange abwehrten, ſo ſagte er doch am Ende: Wenn es ein Geiſt iſt, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächſten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim,

habe nichts Böſes gethan, und ein Geiſt, wenns auch der ſchlimmſte unter allen wäre, thut mir nichts. Iſts aber Fleiſch und Bein, ſo habe ich zwey Fäuſte bey mir, die ſind auch ſchon dabey geweſen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter ſich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückſchaute, ſiehe, da erhob ſich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiſſe Geſtalt. Der Mond ſchimmerte blaß über die Gräber. Todtenſtille war rings umher, nur ein paar Fledermäuſe flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher ſelber geſtand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Geſpenſt hätte vorbei gehen müſſen. Was war nun zu thun? Langſam und ſtille gieng er ſeines Weges zwiſchen den Gräbern und manchem ſchwarzen Todtenkreuz vorbey. Langſam und immer ächzend folgte zu ſeinem Entſetzen das Geſpenſt ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber ſo geht es. Kein Betrüger iſt ſo ſchlau, er verrathet ſich. Denn ſobald der verfolgte Ehrenmann das Geſpenſt auf dem Acker erblickte, dachte er bey ſich ſelber: Ein rechtes Geſpenſt muß wie eine Schildwache auf ſeinem Poſten bleiben, und ein Geiſt, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte ſich ſchnell um, faßte die weiſſe Geſtalt mit feſter Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burſchen am Bruſttuch habe, der noch nicht auf

dem Kirchhof daheim ſey. Er ſieng daher an, mit der andern Fauſt auf ihn loszutrommeln, bis er ſeinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch ſelber nicht ſah, wo er hinſchlug, ſo mußte das arme Geſpenſt die Schläge annehmen wie ſie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerſtenackers ein Paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierrathen im Geſicht herum gieng, und von dieſer Stunde an kein Geſpenſt mehr auf dem Kirchhof zu ſehen war. Denn ſolche Leute, wie unſer handfeſter Ehrenmann, das ſind allein die rechten Geiſterbänner, und es wäre zu wünſchen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans eben ſo ſein Recht und ſeinen Meiſter finden möchte.

Der vorſichtige Träumer.

In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte ſie an, band ſie mit den Strumpfbändern an den Füßen feſt, und legte ſich alſo in das Bette. Da ſagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erſte: „Wegen der Vorſicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasſcherbe getreten. So habe ich im Schlaf ſolche Schmer-

zen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß ſchlafen möchte.“

Nützliche Lehren.

13.

Verſtändige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Verſuche zur Verbeſſerung ihres Ackerbau's oder der Viehzucht. Mancher ſieht etwas neues in andern Ländern und bringts heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach groſſen Gewinn bringt. Meint er's gut mit ſeinen Mitbürgern, ſo theilt er ihnen ſeine Entdeckungen mit, und ermuntert ſie, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die meiſten ſagen alsdann: Wir wollen bei der Weiſe unſerer Väter bleiben, und wie ſie's getrieben haben, ſo treiben wirs auch. Das iſt ſehr verſtändig geſprochen, geneigter Leſer! Nur muß man's nicht bey den Worten bewenden laſſen, ſondern auch ſeinen guten Vorſatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorſicht und Beobachtung dabey iſt gewiß nicht auf einmal ſo erfunden worden, wie er jetzt iſt, ſondern eben unſere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei verſucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches iſt mißlungen, manches iſt wohlgerathen und beſſer worden, und ſo können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unſern Ackerbau und Wohlſtand verbeſſern, wennn wir nur Wort halten, und dem Beiſpiel unſerer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

Mißverſtand.

Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von franzöſiſchen Schildwachen, auf dieſer Seite von ſchwäbiſchen Kreis-Soldaten beſezt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutſchen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutſch; Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts ſo Arges, ſondern meynte, der Franzoſe frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: Halber vieri.

Die Eidexen.

Daß viele Menſchen ſich vor den Schlangen fürchten, davon ſpringen oder ſie des Lebens berauben, das iſt noch wohl begreiflich, weil man ſie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtſchlägt, als von einer giftigen ſich beiſſen läßt. Aber warum ſind viele Leute ſogar den Eidexen feind, dieſen unſchuldigen Thieren, die niemand beleidigen, niemand ſchaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem ſie von allerley kleinen Inſekten oder ſogenanntem Ungeziefer ſich nähren? Höchſten können ſie euch ein wenig erſchrecken, wenn ihr ſo in euren ſtillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauſcht. Aber wer ein gutes Gewiſſen hat, muß ſich gewöhnen, nicht vor allem zu erſchrecken. Wer ein böſes Gewiſſen hat, dem iſt freylich in dieſem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
ſauſt ihm Entſetzen zu.“

Nun, alle Leute ſind ſo furchtſam freylich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der manchfaltigſten Geſtalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verſtändiger Mann einen Augenblick vor einer Eidexe ſtehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es ſchöner als Smaragd an der Sonne ſchimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geſchwindigkeit, und ſieht mit Vergnügen ihren unſchuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken ſeines Weges weiter, riecht an ſeinem Frühlingsſtraus, und kann ſich nicht genug erſchauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott ſorgt auch für dieſe Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in ſich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüſch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen ſich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Calender wiſſen ſie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime im Gras und alle Knoſpen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingsſonne auch dieſes Geſchöpf aus ſeinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, iſt ſchon für alles geſorgt, was zu ſeines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle dieſe Thiere einerley Farbe; aber eine Art derſelben muß um ihrer Nahrung willen ſich am meiſten aus dem dunkeln Gebüſch heraus ins Grüne wagen. Darum iſt auch ihre Farbe grün. In dieſer Farbe wird ſie im Gras weder von den Thieren, welchen ſie nach-

ſtellt, ſo leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr ſelber aufs Leben geht.

2.

Es giebt auch zweyerley Eidexen im Waſſer, nur nennt man ſie anders, und dieſe ſind zum Schwimmen abgerichtet. Selbſt auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man ſie oft, und darf ſich deßwegen vor dem Waſſer nicht ſcheuen. Auch dieſe ſind nicht giftig und theilen dem Waſſer keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeiſter als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in ſeiner verſchloſſenen Brunnenſtube hat ein geheimliches Leben und Weſen, ſieht nie die Sonne auf- oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Braſilien nach Amerika ausgewandert iſt, und daß die engliſchen Waaren auf dem feſten Land verboten ſind. weiß nicht, obs noch mehr ſolche Brunnenſtuben in der Welt giebt, oder ob die ſeinige die einzige iſt, und iſt doch in ſeinem naſſen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen ſchwarz- und gelb-gefleckten warzigen und ſchmutzig-feuchten Eidexe, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es *ihn*, wenn er einen Menſchen erblickt. Denn ſelten kommt er unangefochten davon. Er hält ſich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch modrigen Orten auf, und das beſte iſt, daß man ihn dort ſitzen laſſe. Wer aber Luſt hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

3.

Wer ſich aber mit Recht vor den Eidexen fürch-

ten oder eine Heldeathat durch die Erlegung derſelben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Aſien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Crokodill iſt nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidexe. Davor muß jedermann Reſpekt haben. Oben braun oder ſchwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die ſchuppige Rückenhaut geht kein Flintenſchuß; am Bauch iſt ſie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens ſtehen 50 ſcharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Waſſer kleine Schiffe um, und tödtet einen Menſchen mit Einem Schlag. Es lebt im Waſſer, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht an's Land, frißt Fiſche und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachſene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf ſeinen Raub, kann ſich aber nur langſam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitenſprung iſt man auſſer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eyer, ſo groß wie die Gänſe = Eyer, und verſcharrt ſie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet ſie aus. Die meiſten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptiſchen Ratze gefreſſen. Auch von Menſchen werden ſie aufgeſucht und zerſtört oder gegeſſen. Wohl bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Waſſer, ſondern auch in der Luft Eidexen gebe, nemlich ſolche die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen ſpricht, die auf hohen Felſen und in alten zerſtörten Bergſchlöſſern hauſen, und feuerſpeyend durch die Luft ſchieſſen, Brunnen vergiften, den Reiter und

das Roß mit Sporn und Hufeiſen Schluck und Druck verſchlingen, das findet man ſchon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bey allem dem muß ſo viel wahr bleiben, daß es in Aſien und andern Welttheilen Eidexen von ein- bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bey uns der Laubfroſch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchſen auf beyden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern ſchießen können. Einige haben dabey nur zwey, andere vier Füße, ſind unſchädlich, und leben wie andere Eidexen von Inſekten. Andere Baſilisken und Drachen giebt es in Aſien nicht, auſſer unter den Menſchen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch ſchon in Europa und am Rhein will viele geſehen haben.

Unglück der Stadt Leiden.

Dieſe Stadt heißt ſchon ſeit undenklichen Zeiten *Leiden*, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12 Jän. des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor dieſem Tag eilftauſend Häuſer, welche von 40,000 Menſchen bewohnt waren, und war nach Amſterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man ſtand an dieſem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete ſein: „*Daß walt Gott*" der Andere ließ es ſeyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aus-

ſehen wird, obgleich ein Schiff mit ſiebenzig Fäſſern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ ſichs ſchmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurn auf halb fünf ſtand — fleißige Leute ſaßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geſchäften nach, Kinder waren beyſammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und ſaßen im Wirthshaus beym Kartenſpiel und Weinkrug, ein Bekümmerter ſorgte für den andern Morgen, was er eſſen, was er trinken, womit er ſich kleiden werde, und ein Dieb ſteckte vielleicht gerade einen falſchen Schlüſſel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geſchah ein Knall. Das Schiff mit ſeinen 70 Fäſſern Pulver bekam Feuer, ſprang in die Luft, und in einem Augenblick, (ihr könnts nicht ſo geſchwind leſen, als es geſchah) in einem Augenblick waren ganze lange Gaſſen voll Häuſer mit allem was darinn wohnte und lebte, zerſchmettert und in einen Steinhaufen zuſammengeſtürzt oder entſezlich beſchädigt. Viele hundert Menſchen wurden lebendig und todt unter dieſen Trümmern begraben oder ſchwer verwundet. Drey Schulhäuſer giengen mit allen Kindern die darinn waren, zu Grunde, Menſchen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geſchleudert und kamen in einem kläglichen Zuſtand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunſt aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte faſt nimmer gelöſcht werden, weil viele Vorrathshäuſer voll Oel

und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der ſchönſten Häuſer ſtürzten ein oder mußten niedergeriſſen werden. Da ſah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem ſchwachen Menſchen, ſondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland ſezte ſogleich ein nahmhaftes Geſchenk auf jeden Menſchen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit ſie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleiſtet. Obgleich Krieg zwiſchen England und Holland war, ſo kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldſummen für die Unglücklichen, und das iſt ſchön — denn der Krieg ſoll nie ins Herz der Menſchen kommen. Es iſt ſchlimm genug, wenn er auſſen vor allen Thoren und vor allen Seehäven donnert.

Fliegende Fiſche.

Im Meere giebt es Fiſche, welche auch aus dem Waſſer gehen und in der Luft fliegen können. Man ſollte meynen, es ſey erdichtet, weil bey uns ſo etwas nicht geſchieht. Aber wenn ein Menſch auf einer Inſel wohnte, wo er keinen andern Vogel, als Maiſen, Diſtelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen luſtige Muſikanten des Waldes könnte kennen lernen, ſo würde er es eben ſo unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Waſſer ſchwimmen und darinn untertauchen;

und doch können wir dieſes auf unſerm Gewäſſer alle Tage ſehen, und wir müſſen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen ſeyen. Sie ſind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir ſie von Kindheit an und täglich ſehen.

Was nun die Fiſche und Vögel betrift, ſo ſchwimmt eine Ente freylich nicht eben ſo wie ein Fiſch, und ein Fiſch fliegt nicht wie ein Storch, ſondern damit hat es folgende Bewandtniß. Die Floßfedern an der Bruſt dieſer Thiere ſind ſehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann ſich der Fiſch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erſtlich das thut nicht länger gut, als dieſe Haut naß iſt. So bald ſie trocknet, fällt der Fiſch ins Waſſer zurück. Zweytens, er geht nicht aus dem Waſſer ohne Noth, fliegt nicht ſpazieren für Kurzweil oder um ſeine Kunſt zu zeigen, ſondern wenn ihn ein Raubfiſch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anderſt entrinnen, und darinn iſt er klüger als mancher Menſch, der ſchon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fiſch ſagt: Man muß ſeiner Natur und ſeinem Stand getreu bleiben, ſo lang man kann, kein Wagſtück treiben, wenns nicht ſeyn muß, nicht oben zum Fenſter hinaus ſpringen, wenn die Thüre offen ſteht.

Solche fliegende Fiſche geben den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Waſſer um ſich haben, auf ihrer langweiligen Reiſe manche Kurzweil, beſonders wenn der Raubfiſch, welcher ſie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da ſieht man eine ſeltſame Fiſchjagd in der Luft. Oft

erhaſcht der Raubfiſch ſeine Beute, und zieht ſie wieder in das Waſſer hinab. Oft entgeht ſie durch Geſchwindigkeit oder Glück. Manchmal iſt noch ein ganz anderer Spaß zu ſehen. Denn gewiſſe Vögel fliegen über dem Waſſer her und hin, und ſtellen den Fiſchen nach, können ihnen aber nichts anhaben, ſo lang dieſe daheim im Waſſer bleiben, wohin ſie gehören. Wenn aber ein ſolcher Luftkrieg zwiſchen ihnen angeht, ſo wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beyde von dem Vogel, der das Fliegen beſſer verſteht, erhaſcht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Waſſer. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bey dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, iſt manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu ſehen, wenn zwey Brüder oder Verwandte oder Bundesgenoſſen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beyde des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fiſche im Meer Händel haben, iſts lauter Freude für die loſen Vögel in der Luft.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen ſichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach ſpalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauſchel Abraham, ſagte er, es ſoll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freyer Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn

der Jude hielt ſo etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgeſezt auf den Tiſch. Der junge Kerl zog ſein Meſſer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeſchicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiſſe vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und ſagte: Au weih, ich habs gewonnen!

An dieſen Juden ſoll jeder denken, wenn er verſucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derſelbe werth iſt.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch ſchon ſo ſagen können! Ein General meldete einmal ſeinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal ſo ſiege, ſo komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich habs gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald ſchreyt, ſo ſchreyt es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Beſten haben. Er ſprach alſo zu ihm: „Weißt du auch, Mauſchel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eſeln reiten müſſen?“ Dem hat der Jude alſo geantwortet: „Wenn das iſt, artiger Herr, ſo wollen wir Zwey auf dem deutſchen Boden bleiben, wenn ſchon Ihr kein Jude ſeyd.“

Eine ſonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal koſtets den Rock, oft ſogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drey luſtige Studenten auf einer Reiſe keinen rothen Heller mehr in der Taſche hatten, alles war verjubelt, ſo giengen ſie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, ſie wollten ſich ſchon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon ſchleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Geſpräch, als wenn die Welt ſchon viele tauſend Jahr alt wäre, und noch eben ſo lang ſtehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder ſo komme und ſey, wie es am nemlichen Tag und in der nemlichen Stunde vor ſechstauſend Jahren auch geweſen ſey. Ja, ſagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickerey ſeitwärts am Fenſter ſaß und aufmerkſam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müſſen wir aus unſern gelehrten Büchern wiſſen.“ Und Einer war ſo keck und behauptete, er könne ſich wieder dunkel erinnern, daß ſie vor ſechstauſend Jahren ſchon einmal da geweſen ſeyen, und das hübſche freundliche Geſicht der Frau Wirthin ſey ihm noch wohl bekannt. Das Geſpräch wurde noch lange fortgeſetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben ſchien, deſto beſſer lieſſen ſich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel ſchmekken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Krei-

de ſtand. Als ſie genug gegeſſen und getrunken hatten, rückten ſie mit der Liſt heraus, worauf es abgeſehen war.

„Frau Wirthin, ſagte einer, es ſteht dießmal um unſere Batzen nicht gut, denn es ſind der Wirthshäuſer zu viele an der Straſſe. Da wir aber an euch eine verſtändige Frau gefunden haben, ſo hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht iſt, ſo wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche ſamt der neuen bezahlen.“ Die verſtändige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute ſich, daß die Herren ſo vorlieb genommen, ſtellte ſich aber unvermerkt vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur ſo gut ſeyn, und jetzt einſtweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die ſie vor 6000 Jahren ſchuldig geblieben ſeyen, weil doch alles ſchon einmal ſo geweſen ſey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgeſetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es ſey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren ſollten alſo augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neue Oberröcke in Verſatz geben.“ Dieß letzte mußte geſchehen, und die Wirthin verſprach, in 6000 Jahren, wenn ſie wieder kommen und beſſer als jetzt bei Batzen ſeyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzuſtellen.

Dieß iſt geſchehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirthshauſe zu Segringen.

Seltſamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf ſeinem Eſel nach Haus und läßt ſeinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und ſagt: Das iſt nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt ſtärkere Glieder. Da ſtieg der Vater vom Eſel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und ſagt: Das iſt nicht recht, Burſche, daß du reiteſt und läſſeſt deinen Vater zu Fuß gehen. Du haſt jüngere Beine. Da ſaßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und ſagt: Was iſt das für ein Unverſtand: Zwei Kerle auf Einem ſchwachen Thiere; Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinab jagen? Da ſtiegen beide ab und giengen ſelb dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: Ihr ſeyd drey kurioſe Geſellen. Iſts nicht genug, wenn Zwey zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Eſel die vordern Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baumpfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünſche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beyſammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menſchlichen Bruſt daheim iſt: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne beſſer. Aus dieſem Fehler entſtehen ſo viele thörichte Wünſche, woran es unſerm Hans und ſeiner Liſe auch nicht fehlte. Bald wünſchten ſie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald Einmal hunderttauſend Millionen baieriſche Thaler kurz weg. Eines Abends aber als ſie friedlich am Ofen ſaßen und Nüſſe aufklopften, und ſchon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weiſſes Weiblein herein, nicht mehr als einer Elle lang, aber wunderſchön von Geſtalt und Angeſicht, und die ganze Stube war voll Roſenduft. Das Licht löſchte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern iſt, ſtralte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber ſo etwas kann man nun doch ein wenig erſchrecken, ſo ſchön es ausſehen mag. Aber unſer gutes Ehepaar erhohlte ſich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderſüßer ſilberreiner Stimme ſprach: „Ich bin eure Freundinn, die Bergfey, Anna Fritze, die im kriſtallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unſichtbarer Hand Gold in den Rheinſand ſtreut, und über ſiebenhundert dienſtbare Geiſter gebietet. Drei Wünſche dürft ihr thun; drei Wünſche ſollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm ſeiner Frau, als ob er ſagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war ſchon im Be-

griff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgeſtickten Hauben, ſeidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprach zu bringen, als die Bergfey ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, ſagte ſie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das iſt kein Fehler, dachte der Mann, und legte ſeiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verſchwand. Die Lampe brannte wie vorher, und ſtatt des Roſenduft's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unſere guten Leute in der Hoffnung ſchon zum voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel ſahen, ſondern lauter Baßgeigen; ſo waren ſie jezt doch recht übel d'ran, weil ſie vor lauter Wunſch nicht wußten, was ſie wünſchen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu ſprechen, aus Furcht, es möchte für gewünſcht paſſiren, ehe ſie es genug überlegt hätten. Nun ſagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Cartoffeln zum Nachteſſen in der Pfanne praſſelten, ſtanden beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beyſammen, ſahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angiengen, bald auslöſchten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als ſie aber die geröſteten Cartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Naſe ſtieg: — „Wenn wir jezt nur ein gebratenes Würſtlein dazu hätten," ſagte ſie

in aller Unſchuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erſte Wunſch gethan. — Schnell wie ein Bliz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Roſenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Cartoffeln lag die ſchönſte Bratwurſt. — Wie gewünſcht ſo geſchehen. — Wer ſollte ſich über einen ſolchen Wunſch und ſeine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über ſolche Unvorſichtigkeit ſeiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurſt an der Naſe angewachſen wäre,“ ſprach er in der erſten Ueberraſchung, auch in aller Unſchuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünſcht, ſo geſchehen. Kaum war das letzte Wort geſprochen, ſo ſaß die Wurſt auf der Naſe des guten Weibes feſt, wie angewachſen in Mutterleib, und hieng zu beyden Seiten hinab wie ein Huſaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erſt recht groß. Zwei Wünſche waren gethan und vorüber, und noch waren ſie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, ſondern nur um eine böſe Bratwurſt reicher. Noch war ein Wunſch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer ſolchen Naſenzierrath der Hausfrau? Wollten ſie wohl oder übel, ſo mußten ſie die Bergfey bitten, mit unſichtbarer Hand Barbiersdienſte zu leiſten, und Frau Liſe wieder von der vermaledeyten Wurſt zu befreyen. Wie gebeten, ſo geſchehen, und ſo war der dritte Wunſch auch vorüber, und die armen Eheleute ſahen einander an, waren der nemliche Hans

und die nemliche Liſe nachher wie vorher, und die ſchöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey alſo kommen ſollte, ſo ſei nicht geitzig, ſondern wünſche

Numero Eins: Verſtand, daß du wiſſen mögeſt, was du

Numero Zwei wünſchen ſolleſt, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wählteſt, was ein thörichter Menſch nicht hoch anſchlägt, ſo bitte noch

Numero Drei: um beſtändige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder ſo:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verſtand nicht hat, ſie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das iſt merkwürdig, daß an einem ſchlechten Menſchen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch ſolchen nur ärger geſchimpft iſt.

Zwei Männer ſaßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte böſen Leumund wegen allerley, und ſah ihn und den Iltis niemand gern auf ſeinem Hof. Aber beweiſen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwiſt im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, ſo ſagte er zu ihm: Du ſchlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden ſeyn, wenn ers iſt, und braucht nicht mehr. Aber

der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, ſchimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, ſondern gieng vor den Richter. Da war nun freylich derjenige, welcher geſchimpft hatte, übel d'ran. Leugnen wollt' er nicht, beweiſen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, ſondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheiſſen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei ſich ſelber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, ſo ſagte er: „Alſo einen Gulden koſtet es, Geſtrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was koſtet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder ſonſt zu einem Spitzbuben ſagt: Ehrlicher Mann!“ Der Richter lächelte und ſagte: Das koſtet nichts, und damit iſt niemand geſchimpft. Hierauf wendete ſich der Beklagte zu dem Kläger um, und ſagte: „Es iſt mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!“ Als der erboſte Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeynt war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt ſich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menſchen kennen mochte, ſagte zu ihm: Er könnte jetzt zufrieden ſeyn.

Der groſze Sanhedrin zu Paris.

Daſz die Juden ſeit der Zerſtörung Jeruſalems, das heiſzt, ſeit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerſtreuung leben, daſz die meiſten von ihnen, ohne ſelber etwas Nützliches zu arbeiten, ſich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daſz ſie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, miſzhandelt und verfolgt werden, iſt Gott bekannt und leid. — Mancher ſagt daher im Unverſtand: Man ſollte ſie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer ſagt im Verſtand: Man ſollte arbeitſame und nützliche Menſchen aus ihnen machen, und ſie alsdann behalten.

Den Anfang dazu hat der groſze Kaiſer Napoleon gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft iſt dasjenige, was er wegen der Judenſchaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranſtaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das franzöſiſche Bürgerrecht, und man ſagte friſch weg: Bürger Aron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab ſich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der chriſtliche Bürger hat ein anderes Geſetz und Recht, ſo hat der jüdiſche Bürger auch ein anderes Geſetz und Recht, und will nicht haben Gemeinſchaft mit den Gojim. Aber zweierlei Geſetz und Willen in Einer Bürgerſchaft thut gut, wie ein brauſender Strudel in einem Strom. Da will Waſſer auf, da will Waſſer ab, und eine Mühle, die darin ſteht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das ſah der große Kaiſer Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reiſe nach Jena, Berlin, und Warſchau, und Eylau, ließ er ſchreiben an die ganze Judenſchaft in Frankreich, daß ſie ihm ſollte ſchicken aus ihrer Mitte verſtändige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiſerthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden ſollte, und der Eine ſagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiſer wollte die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worinn Juden wohnen, beiſammen waren, ließ bald der Kaiſer ihnen gewiſſe Fragen vorlegen, die ſie ſollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Geſetz, und war daraus zu ſehen, es ſey die Rede nicht vom Fortſchicken, ſondern vom Dableiben, und von einer feſten Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle dieſe Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach ſeinem Glauben könne anſehen und lieben als ſein Vaterland, und die andern Bürger deſſelben als ſeine Mitbürger, und die bürgerlichen Geſetze deſſelben halten.

Das war nun faſt ſpitzig, und wie es anfänglich ſchien, war nicht gut ſagen: Ja, und war nicht gut ſagen: Nein.

Allein die Abgeordneten ſagen, daß der Geiſt der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther,

und ſie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaiſers.

Darum formirte die jüdiſche Verſammlung aus ſich, zum unerhörten Wunder unſrer Zeit, den groſſen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin iſt nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Rieſe Goliath, ſo aber ein Philiſter war, ſondern — Sanhedrin, das wird verdollmetſcht eine Verſammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten alſo genannt, der hohe Rath zu Jeruſalem, ſo beſtand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verſtändigſten und weiſeſten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie dieſe das Geſez erklärten, ſo war es recht, und mußte gelten in ganz Iſrael.

Einen ſolchen Rath ſezten die Abgeordneten der Judenſchaft wieder ein und ſagten, es ſey ſeit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin geweſen, als dieſer unter dem Schutz des erhabenen Kaiſers Napoleon.

Dieß iſt der Inhalt der Geſetze, die der große Sanhedrin ausſprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erſchaffung der Welt im Monat Adar deſſelbigen Jahres am 22ſten Tag des Monats.

1) Die jüdiſche Ehe ſoll beſtehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Iſraelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor geſprochen, die Ehe ſey nach dem bürgerlichen Geſetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Beſtätigung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauſchein haben.

Aber ein Jude darf eine Chriſtentochter heyrathen, und ein Chriſt eine jüdiſche Tochter. Solches hat nichts zu ſagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Chriſten und die Juden ſeyen Brüder, weil ſie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erſchaffen hat, und befiehlt daher, der Iſraelite ſoll mit dem Franzoſen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem ſie wohnen, ſo leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn ſie denſelben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Iſraelite ſoll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächſten, wie ſie befohlen iſt im Geſez Moſes, ausüben, eben ſo gegen die Chriſten, weil ſie ſeine Brüder ſind, als gegen ſeine eigene Glaubensgenoſſen, in und auſſer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worinn ein Iſraelite gebohren und erzogen iſt, oder wo er ſich niedergelaſſen hat, und den Schutz der Geſetze genießt, ſey ſein Vaterland, und befiehlt daher allen Iſraeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, ſolches Land als ihr Vaterland anzuſehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen ꝛc.

Der jüdiſche Soldat iſt in ſolchem Stand von den Ceremonien frey, die damit nicht vereinbar ſind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Iſraeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuſtößen, ſie zu nützlichen Künſten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt ſie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beſchäftigungen zu entſagen, wodurch ſie in den Au-

gen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Iſraelite darf von dem Geld, welches ein Iſraelitiſcher Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es iſt ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel geſteckt wird, iſt verzinsbar.

9) Das nemliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher iſt gänzlich verboten, in und auſſer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenoſſen und Mitbürger, ſondern auch gegen Fremde.

Dieſe neun Artikel ſind publicirt worden den 2ten Merz 1807, und unterſchrieben von dem Vorſteher des großen Sanhedrin, Rabbi D. Sinzheim von Straſsburg und andern hohen Rathsherren.

Der ſchlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der ſich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jeruſalem, fragte ſchon in Müllheim an der Poſt: Wie weit iſt es noch nach Jeruſalem? Und wenn man ihm ſagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen iſt es eine Viertelſtunde näher, ſo gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelſtunde zu erſparen, über Mauchen. Das wäre nun ſo übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, ſonſt kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu erſparen oder zu gewinnen,

als einen Gulden. Aber 15 Batzen ſind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelſtunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reiſe gewonnen — wer rechnet aus, wie viel. Allein unſer verkleideter Pilgrim dachte nicht eben ſo, ſondern weil er nur dem Müßiggang und guten Eſſen nachzog, ſo war es ihm einerley, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein ſchlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unſer Pilgrim aber dachte doch immer darauf, ſo bald als möglich wieder an die Landſtraße zu kommen, wo reiche Häuſer ſtehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim ſeyn ſoll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, ſondern wollte nichts freſſen als nahrhafte Kieſelſtein-Suppen. Wenn er nemlich irgendwo ſo ein braves Wirthshaus an der Straße ſtehen ſah, wie zum Exempel das Poſthaus in Krotzingen, oder den Baſelſtab in Schliengen, ſo gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Waſſer-Süpplein von Kieſelſteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm ſagte: „Frommer Pilgram, die „Kieſelſteine könnten euch hart im Magen liegen!“ ſo ſagte er: Eben deßwegen! die Kieſelſteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jeruſalem iſt weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu beſcheren wollt, um Gotteswillen, ſo könnt ichs freylich beſſer verdauen. Wenn aber die Wirthin ſagte:

„Aber, frommer Pilgram, eine ſolche Suppe kann „euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: Ey, wenn ihr anſtatt des Waſſers wolltet Fleiſchbrühe dazu nehmen, ſo wärs freylich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine ſolche Suppe, und ſagte: „Die Tünklein ſind doch nicht ſo gar weich worden,“ ſo ſagte er: Ja, und die Brühe ſieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleiſch, oder beydes? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleiſch in die Schüſſel legte, ſo ſagte er: „Vergelts euch Gott! Gebt mir jezt Brod, ſo will „ich die Suppe eſſen.“ Hierauf ſtreifte er die Ermel ſeines Pilgergewandes zurück, ſezte ſich, und grif an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleiſch und Gemüß und die Fleiſchbrühe aufgezehrt hatte bis auf den lezten Broſamen, Faſer und Tropfen, ſo wiſchte er den Mund am Tiſchtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und ſagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtſchaffen geſättigt, ſo daß ich die ſchönen Kieſelſteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es iſt ſchade dafür! Aber hebt ſie auf. Wenn ich wieder komme, ſo will ich euch eine heilige Muſchel mitbringen ab dem Meeresſtrand von Aſcalon, oder eine Roſe von Jericho.“

Untreue ſchlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwiſchen Frankreich und Preuſſen ein Theil der franzöſiſchen Armee nach Schleſien einrückte, waren auch Truppen vom rheiniſchen Bundesheer dabey, und ein baieriſcher oder würtembergi-

ſcher Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele ſehr ſchöne und koſtbare Gemählde hiengen. Der Offizier ſchien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bey dieſem Mann geweſen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von ſeinem Hauswirth, daß er ihm eins von dieſen Gemählden zum Andenken ſchenken möchte. Der Hauswirth ſagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und ſtellte ſeinem Gaſte frey, dasjenige ſelber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, ſich ſelber ein Geſchenk von jemand auszuſuchen, ſo erfordern Verſtand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmſte und Koſtbarſte wegnehme, und ſo iſt es auch nicht gemeynt. Daran ſchien dieſer Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemählden faſt das ſchlechteſte. Aber das war unſerm ſchleſiſchen Edelmann nichts deſto lieber, und er hätte ihm gern das koſtbarſte dafür gelaſſen. Mein Herr Obriſt, ſo ſprach er mit ſichtbarer Unruhe, warum wollen Sie gerade das geringſte wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Urſache werth iſt? Nehmen Sie doch lieber dieſes hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, ſchien auch nicht zu merken, daß ſein Hauswirth immer mehr und mehr in Angſt gerieth, ſondern nahm geradezu das gewählte Gemählde herunter. Jezt erſchien an der Mauer, wo daſſelbe geweſen war, ein groſſer feuchter Fleck. Was ſoll das ſeyn? ſprach der Offizier, wie erzürnt, zu ſeinem todtblaſſen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar friſch gemauerte und über-

tünchte Backſteine zuſammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun ſein Eigenthum für verloren, wenigſtens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commiſſarius vornehmen werde, ergab ſich gedultig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wiſſen können, daß hinter dieſem Gemählde ſein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker ſogleich holen laſſen, dem ich ohnehin eine Belohnung ſchuldig bin; und in kurzer Zeit brachte ſein Bedienter — ſollte man's glauben — den Maurermeiſter ſelber, den nemlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das iſt nun einer von den größten Spitzbubenſtreichen, die der Satan auf ein Sünden-Regiſter ſetzen kann. Denn ein Handwerksmann iſt ſeinen Kunden die größte Treue, und in Geheimniſſen, wenn es nichts Unrechtes iſt, ſo viel Verſchwiegenheit ſchuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nemliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauſes willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterſchied dazwiſchen iſt. So etwas erfuhr unſer Meiſter Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jezt hinaus vor die Stube führen, und ihm von friſcher Hand 100, ſage **h u n d e r t** Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falſch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetaſtet ſein Eigenthum zurück. — Das wollen wir

beides gut heiſſen, und wünſchen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein ſo rechtſchaffener Gaſt, und jedem Verräther eine ſolche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneſchwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem ſeines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beyſpiel dienen, wie ein junger Menſch, dem es Ernſt iſt, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hinderniſſen, am Ende ſeinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünſchte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in dieſem Beruf ſeinen Mitbürgern viel Nutzen leiſten zu können. Das war ſein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in ſeinem 16ten Jahr einem ſogenannten Vieh-Doktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geſchickter Mann war.

Bey dieſem lernte er zwey Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was ſein Meiſter wußte, nemlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaſter kneten für den böſen Wind, ſonſt nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden geweſen, hätte nun auf ſeinen Lehrbrief und ſeines Meiſters Wort Salben gekocht, zu Pflaſter geſtrichen drauf und dran für den böſen Wind, das Geld dafür genommen und ſelber gemeynt, er ſey's.

Jakob Humbel nicht alſo. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bey ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieſer Meiſter die wichtige Kunſt ſelber nicht verſtand, keine Kenntniß hatte von der innern Beſchaffenheit eines Thieres im geſunden und kranken Zuſtand, und von der Natur der Arzneymittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jezt bleiben laſſen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen und hätt' ſich mit Andern getröſtet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Faſt ſah es mit unſerm armen Jakob Humbel eben ſo aus. Mit Windſalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, gieng in armſeliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre ſchon recht geweſen, ſondern im ſehnſuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er ſich als Hausbedienter bey Herrn Ringier im Klöſterli zu Zofingen. Bey dieſem Herrn war er drey Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines ſolchen Herrn mißbraucht, wäre meiſterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit ſeinem Verdienſt etwas beſſeres anzufangen. Oft wann er bey dem Eſſen aufwartete, hörte er die Herren am Tiſch franzöſiſch reden. Da kam er auf den Gedanken, dieſe

Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu ſeinem Zweck zu kommen, noch ein geſchickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit ſeinem zuſammengeſparten Verdienſt nach Nion in die Schulanſtalt des Herrn Snell, und lernte ſo viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jezt war ſein Vorrath verzehrt, und ehe er ſeine Studien fortſetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlaſſen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenſtein als Kammerdiener in Dienſte, erwarb ſich bey dieſem und nachher bey einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand ſich im Jahr 1798, als die Franzoſen in die Schweiz kamen, in ſeinem Geburtsort zu Boneſchwyl, und trieb mit ſeinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürch, der recht gut von Statten gieng, und ſeine Baarſchaft nach Wunſch vermehrte. Jezt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich ſeine Kunſt rechtſchaffen zu ſtudiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetiſcher Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneſchwyl mußte 8 Mann ſtellen. Die jungen Burſche müſſen ſpielen, den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt iſt groß, und der Weg iſt offen; wär mit ſeiner kleinen Baarſchaft ins Weite gangen, und hätte ſeine Mitbürger dafür ſorgen laſſen, wo ſie ſtatt ſeiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt ſein Vaterland, und iſt ein ehrliches Blut. Er ſtellte einen Mann, den er

zwey Jahre lang auf ſeine Koſten unterhalten mußte. Das Beſte von ſeinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu ſeinem unſäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jezt habe ich hohe Zeit, ſonſt iſts Mathä am lezten. Mit dieſem Gedanken nahm er den Reſt ſeiner Habſchaft in die Taſche, einen Stock in die Hand, und lief eines Gangs, ohne ſich umzuſehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwiſchen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der ſich wie du von Gott will helfen laſſen, und du haſt es erfahren.

In Carlsruhe iſt eine öffentliche Anſtalt zum Unterricht in der Thierarzneykunſt. Die Lehrſtunden werden unentgeldlich ertheilt. Die ſehr geſchickten Lehrer geben ſich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieſer nützlichen Schule ſich zu ſeinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in ſeinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er ſeinen lang gehaltenen Durſt nach Wiſſenſchaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anſchauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und böſen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Strasburg, oder in Klein-Carlsruhe im Wilhelm Tell zu ſehen, ob er gleich ſein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühl-

burg im Rappen, ſondern vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht beſchäftigte er ſich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdroſſen mit ſeiner Kunſt, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, ſo machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenſtreich mit der ſchönſten türkiſchen Muſik: zumal wenn ihm bey derſelben ſein Koſtgänger einfiel bey den helvetiſchen Hülfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thier-Arzt, mit den ſchönſten Zeugniſſen ſeiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in ſein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erſtaunen und Freude die weitläuftigſten und gründlichſten Kenntniſſe an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobſprüchen und Ehren das Patent auf ſeine Kunſt — und ſah ſich nun nach allen ausgeſtandenen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten am ſchönen Ziel ſeiner lebenslänglichen Wünſche, einer der geſchickteſten und angeſehenſten Thier-Aerzte, in dem ganzen Schweizerlande.

Jezt weiß ich Vier, die denken: Wenn ſolcher Muth und Ernſt dazu gehört, etwas Braves zu lernen, ſo iſts kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Guter Freund, nimm Gott zu Hülfe, und verſuche es noch!

Franz Ignaz Narocki.

Man erfährt doch durch den Krieg allerley, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zu-

ſammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beyſpiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der franzöſiſche Kaiſer Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein ſorgenfreyes Alter verſchaffen werde; und doch iſts geſchehen in den erſten Wochen des Jahrs 1807. Er iſt geboren im Jahr 1690, und lebt noch, und ich will glauben, daß er in ſeiner Jugend ſich nicht oft betrunken und nicht ausſchweifend gelebt habe, denn er hatte in ſeinem hundert und ſiebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in ſeiner Jugend Kriegsdienſte that, als Gefangener von den Ruſſen nach Aſien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Dieſem Mann hat es ſeit 1690 manchmal auf den Hut geſchneit, und er kann wohl von manchem Grabe ſagen, wer darinn liegt. In ſeinem 70ſten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erſtenmal geheyrathet, und vier Kinder erzeugt. Im 86ſten Jahr nahm er die zweyte Frau und zeugte mit ihr ſechs Kinder. Aber von allen iſt nur noch ein Sohn aus der erſten Ehe am Leben. Der König von Preuſſen ließ dieſem polniſchen Methuſalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polniſchen Gulden bezahlen. Das iſt doch auch ſchön. Ein polniſcher Gulden aber beträgt nach deutſchem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiſer Napoleon in ſeinem ſiegreichen Feldzug in die Gegend ſeiner Heimath kam, wünſchte ihn der alte Mann auch noch zu ſehen. Es geſchah, und er überreichte ihm ein ſehr artiges Schreiben, welches er noch ſelber mit eigener Hand recht leſerlich geſchrieben hatte. Der Kaiſer

nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein ſchönes Geſchenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or iſt eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unſeres Geldes.

Der Wegweiſer.

Bekanntlich klagte einſt ein alter Schulz von Waſſelnheim ſeiner Frau, daß ihn ſein Franzöſiſch faſt unter den Boden bringe. Er ſollte nämlich einem franzöſiſchen Soldaten, der ausgeriſſen war, den Weg zeigen, verſtand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beſte Meynung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderſt ſah ein Wegweiſer an der würtembergiſchen Gränze die Sache an. Er ſollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzoſen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches ſo viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name iſt. Dieſe zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte ſie nachſagen, ohne ihren Sinn zu verſtehen. Anfänglich gieng alles gut, ſo lange die Franzoſen nur unter ſich ſprachen, und ihn mit ſeiner Laterne und drei oder vier Torniſtern, die ſie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen lieſſen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn ſie etwas zu lachen hatten, ſo fragte ihn Einer franzöſiſch, ob er auch verſtünde was ſie mit einander redeten. Er hätte herzhaft ſagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verſtand, ſo kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all ſein Franzöſiſch

zuſammen, und antwortete: Oui Bougre, (Ja Ketzer!) Mit einem ehlenlangen franzöſiſchen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denſelben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei ſauſen. „Wie? ſagte er, du willſt einen franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen?“ Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchſte Zeit, dem erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiſer, ohne welchen ſie in der finſtern Nacht nicht konnten, weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf ſpaltete; doch gaben ſie ihm mit manchem Fluch und Flintenſtoß rechts und links zu verſtehen, wie es gemeynt ſey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher ſeyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerſchlagen, und alle ſeine Bitten um Verzeihung und alle ſeine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter Oui Bougre, ans Herz. Endlich kamen ſie auf die Vermuthung, er ſey verrückt; (denn daß er franzöſiſch verſtehe, hatte er bejaht.) Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten dieſen fort, und er erwiederte den Abſchied des Einen, daß er ſich zum Henker packen ſollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber ſo bald wieder nach Haus kam, und ſich ſeine Frau verwunderte, die ihn erſt auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, ſo erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, ſo daß es ihm faſt ſey zu arg worden, und wie ſie hernach auf dem Zirnhauſer Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeſchickt hätten. Die Franzoſen (ſetzte er treuher-

zig hinzu) ſind nicht ſo ſchlimm als man meynt, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodloſe Kunſt.

In der Stadt Achen iſt eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das iſt keine brodloſe Kunſt. Denn es werden in jeder zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, Facit: Eine Million, und der Meiſter Schneider und die Näherinn und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreutzer bekommt, und es iſt nicht ſchwer, auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike ſelbſt und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maſchinen, und die meiſten Arbeiter ſind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder beſichtigte einſt dieſe Arbeiten, und wunderte ſich, daß es möglich ſey, in die allerfeinſten Nadeln mit einem noch feineren Inſtrument ein Loch zu ſtechen, durch welches nur der allerfeinſte, faſt unſichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuſchaute, zog ſich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, ſtach mit einer der feinſten Nadeln eine Oeffnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife.

Das war ſo brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieſes künſtlich geſchlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges

Geſchenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geſchehen ſeyn. Solch ein kleiner Nebenverdienſt iſt einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewiſſen eſſen, zog zu ſeiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der ſich in der Kunſt geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linſen zu werfen. Das war eine brodloſe Kunſt. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linſenſchütz unter anderm nach Rom kam, ließ er ſich auch vor dem Pabſt ſehen, der ſonſt ein großer Freund von ſeltſamen Künſten war, hoffte ein hübſches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte ſchon ein paar wunderliche Augen, als der Schatzmeiſter des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zugieng, und bückte ſich entſetzlich tief, als ihm der Schatzmeiſter das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linſen, die ihm der weiſe Pabſt, zur Belohnung und Aufmunterung ſeines Fleißes, übermachen ließ, damit er ſich in ſeiner Kunſt noch ferner üben und immer größere Fortſchritte darinn machen könnte.

Glück und Unglück.

Auf eine ſo ſonderbare Weiſe iſt Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch ſelten beyſammen geweſen, wie in dem Schickſal zweyer Matroſen in dem lezten Seekrieg zwiſchen den Ruſſen und Türken. Denn in einer Seeſchlacht, als es ſehr hitzig

zugieng, die Kugeln ſausten, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöſcht werden. Es muß ſchrecklich ſeyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Waſſer entgegen zu ſpringen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unſern zwey ruſſiſchen Matroſen wurde dieſe Wahl erſpart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entſetzlichem Krachen in die Luft. Beyde Matroſen wurden mit in die Höhe geſchleudert, wirbelten unter ſich und über ſich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeſchädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jezt wie Drachen auf ſie heraus, zogen ſie wie naſſe Mäuſe aus dem Waſſer, und brachten ſie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, ſo war der Willkomm kurz. Man fragte ſie nicht lange, ob ſie vor ihrer Abreiſe von der ruſſiſchen Flotte ſchon zu Mittag gegeſſen hätten oder nicht, ſondern man legte ſie in den unterſten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdeſſen ſausten die Kugeln fort, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paf! ſprang auch das türkiſche Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tauſend Trümmern in die Luft. Die Matroſen flogen mit, kamen wieder neben der ruſſiſchen Flotte ins Waſſer herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für dieſe wiedererhaltene Freyheit und für das zum zweytenmal gerettete Le-

ben, mußten dieſe guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Dieſe Glieder wurden ihnen beym Losſchnellen von den Ketten, als das türkiſche Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerriſſen, und mußten ihnen, ſobald die Schlacht vorbey war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beyde die Operation aus, und lebten in dieſem Zuſtande noch einige Jahre. Endlich ſtarb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmſte.

Dieſe Geſchichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beyde Matroſen ohne Beine ſelber geſehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt ſchwingen wir den Hut.
Der Wein der war ſo gut,
Der Kaiſer trinkt Burgunder Wein,
Sein ſchönſter Junker ſchenkt ihm ein,
Und ſchmekt ihm doch nicht beſſer,
Nicht beſſer.

Der Wirth, der iſt bezahlt,
Und keine Kreide mahlt
Den Namen an die Kammerthür,
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gaſt darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer ſein Gläslein trinkt,
Ein luſtig Liedlein ſingt
Im Frieden und mit Sittſamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gaſt darf wieder kehren,
Mit Ehren.

Des Wirths ſein Töchterlein
Iſt züchtig, ſchlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat ſie keins, das iſt nicht gut,
Mußt eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, ſo ſchläft Er noch.
Wir finden Weeg und Hausthür doch,
Und ſchlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Der Commandant und die Jäger in Hersfeld.

Im letzten preuſiſch-ruſſiſchen Krieg, als die franzöſiſche Armee und ein großer Theil der bundsgenoſſiſchen Truppen in Polen und Preuſſen ſtand, befand ſich ein Theil des badiſchen Jägerregiments in Heſſen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Poſten. Denn dieſes Land hatte der Kaiſer im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannſchaft beſetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte beſſer gefiel, als das Neue, mancherley Unordnungen, und es wurden beſonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widerſetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein franzöſiſcher Offizier getödtet. Das konnte der franzöſiſche Kaiſer nicht

geſchehen laſſen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angeſicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindſeligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke ſich zu einer großen Feuersbrunſt entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Urſache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der franzöſiſche Kaiſer befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Aſche zu legen. Dieſes Hersfeld iſt ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und ſchöne Gebäude hat; und ein Menſchenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als ſie die Schreckenspoſt vernahmen; und der arme Mann, dem ſein Haab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt ſo übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Aſche ſind die großen Häuſer auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch ſo gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmſten kam es nicht. Auf Fürbitte der franzöſiſchen Commandanten in Caſſel und Hersfeld wurde die Strafe ſo gemildert: Es ſollten zwar nur vier Häuſer verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bey der Plünderung ſollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als ſie dieſen letzten Beſcheid hörten, ſo erſchrocken, ſo alles Muthes und aller Beſinnung beraubt, daß ſie der menſchenfreundliche Commandant ſelber ermahnen mußte, ſtatt des vergeblichen Klagens und Bittens, die kurze Friſt

zu benutzen, und ihr Beſtes noch geſchwind auf die Seite zu ſchaffen. Die fürchterliche Stunde ſchlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeſchrey der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen ſeiner Jäger, ſtellte ihnen zuerſt das traurige Schickſal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und ſagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jezt an. Wer dazu Luſt hat, der trete heraus aus dem Glied.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte ſich; und wollte der Commandant geplündert haben, ſo hätte er müſſen ſelber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache alſo ablief, das iſt leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem ſchweren Traum erwacht. Ihre Freude iſt nicht zu beſchreiben. Sie ſchickten ſogleich eine Geſandſchaft an den Commandanten, lieſſen ihm für dieſe Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geſchenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant ſchlug daſſelbe ab, und ſagte: er laſſe ſich keine gute That mit Geld bezahlen. Dies geſchah zu Hersfeld im Jahr 1807, und das Städtlein ſteht noch.

P i e v e.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkarten-Händler, die im Land herum ihre Waaren, Bild-

niſſe von Heiligen, Bildniſſe von Kaiſern und Königen und Kriegsſchauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen ſie wie die Storken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher ſie kommen. Von Pieve kommen ſie, im Canton Teſino, in welſch Tyrol, und dieſes Pieve dient zum Beweis, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdroſſene und ſparſame Väter eben ſo brave Söhne und Enkel folgen, und deßwegen iſt an einem ſolchen Bildermann mehr zu ſehen, als an ſeinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt ſeine Einwohner nicht. Lange behalfen ſich daher die armen Leute mühſam und kümmerlich mit einem Handel von Feuerſteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Beſitzer der berühmten Buch- und Kupferſtichhandlung, Remondini in Baſſano, ſah, wie unverdroſſen und fleißig dieſe Leute waren, ſo vertraute er ihnen anfangs ſchlechte, alsdann immer beſſere Kupferſtiche und Helgen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen ſie nun Tyrol, die Schweiz und das angrenzende Deutſchland, und es gieng ſchon beſſer. Sie hatten an den gemahlten Kaiſern und Königen, Propheten und Apoſteln ſelber mehr Freude, als an den plumpen Feuerſteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten ſie es ſo weit, daß ſie den Kupferſtichhandel aus dem Fundament verſtanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was faſt unglaublich iſt, ſie bildeten in kurzer Zeit ſtehende Handelsgeſellſchaften in Augsburg, Strasburg, Amſterdam, in Hamburg, Lübeck, Koppenhagen, Stockholm, Warſchau und Ber-

lin. In allen dieſen und noch mehrern Städten ſind ſie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von ſehr koſtbaren Kupferſtichen und Landkarten zu finden. Ja eine Geſellſchaft kam ſogar bis nach Tobolsk in Aſien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute, aus dem armen Dörflein Pieve. Neben dieſen ſtehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, beſonders Deutſchland, Polen, Preuſſen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen dieſen Handel und beſchäftigen ſich damit. Vor der franzöſiſchen Revolution, als ihre Geſchäfte am glücklichſten von ſtatten giengen, war zur Zeit des Sommers, auſſer Kindern und alten Greiſen, keine männliche Perſon daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdeſſen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieſer lebhafte Handel ſehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich einen Mann auf der Reiſe. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf ſeinen Zügen, und wird dieſer alt, ſo überläßt er dem Sohn das Geſchäft, und bringt ſeine Jahre daheim in Ruhe und Wohlſtand und mit Ehren zu.

Das ſind die Bilderhändler von Pieve. Der rheiniſche Hausfreund kennt faſt alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen ſind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Die Planeten.

Fortſetzung.

Der rheinländiſche Hausfreund ſtellt ſich ſeinem Leſer gegenüber und fragt: Weiſt du auch noch, geneigter Leſer, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude iſt geredt worden?

Leſer. Ja! von den Planeten iſt geredt worden.

Hausfreund. Weiſt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leſer. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, ſo mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn ſie laufen in großen Kreiſen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu ſeiner Zeit.

Hausfreund. Weiſt du denn auch noch, welche Planeten ſind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden.

Leſer. Ja! der Merkurius iſt betrachtet worden, und die Venus, das iſt der Abendſtern.

Der Hausfreund kann ſich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leſer ſo wohl begriffen, und es ſo lange im Kopf behalten hat: und fährt nun alſo fort:

Der nächſte Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, iſt unſere Erde ſelber mit ihrem Beyläufer dem Mond. Sie hat 5400 deutſche Meilen im Umfang. Sie iſt 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein ſo ſchönes Tages-Licht und ſo kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieſer Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein

einzigesmal auszuruhen. Was aber ſonſt noch von der Erde zu ſagen iſt, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, ſiehe, das iſt geſchrieben in einem eigenen Abſchnitt und in den Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderſchöne Planetſtern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weiſſes, ſondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erſcheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil ſeine Weite von uns weg nicht immer die nemliche iſt. Er iſt größer und ſchöner, wenn er näher bey der Erde iſt; unſcheinbar und klein, wenn er weit wegſteht. Er iſt übrigens von der Sonne faſt 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu ſeinem Umlauf um dieſelbe, und durchlauft in ſolcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen iſt er 5mal kleiner als die Erde und faſt 10mal leichter, und kann alſo ſchon flüchtiger fortkommen.

Für den nächſten Planeten nach dem Mars hat man von den älteſten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwiſchen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternſeher aber behaupteten herzhaft, zwiſchen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein ſterblicher Menſch geſehen habe. Entweder, ſagten ſie, iſt er ſo klein, daß wir ihn nicht ſehen können, oder er hat ſeinen jüngſten Tag und die Auferſtehung ſeiner Todten ſchon erlebt, und iſt nachher im Feuer aufgegangen, oder ſonſt verkommen.

Dieß brachten ſie folgendermaßen heraus: Wenn man ſich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, ſo für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit voneinander hund rt Pünktlein vorſtellt, ſo ſteht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort ſteht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zäh t drey, dort ſteht die Venus. Zählt man weiter zweymal drey iſt ſechs, dort ſteht unſere Erde; zählt man weiter zweymal ſechs iſt zwölf, dort ſteht der Mars und fehlt ſich nicht. Zählt man weiter zweymal zwölf gibt vier und zwanzig, dort ſah man Nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und ſagt: zweymal vier und zwanzig iſt acht und vierzig, ſo ſteht daſelbſt wieder der Planet Jupiter; und zweymal acht und vierzig iſt ſechs und neunzig, dort iſt der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier erſten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurins thut hundert, ſo, daß alſo der Saturnus richtig auf dem hundertſten Pünktlein ſteht. Weil nun alle dieſe Planeten in einer ſo ſichtbaren Proportion und Ordnung von einander abſtehn, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu ſehen war, deßwegen ſagten die Sternkundigen, dort müſſe auch noch einer ſtehen, wenn er nicht ſchon wieder verſchwunden ſey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber ſeinen Leſern kann er nichts vorenthalten, damit ſie ſehen was wir Sternſeher und Calendermacher für reſpectable Leute ſind, ſo die Sterne des Himmels überſchauen, wie ein Hirt ſeine Schäflein oder ein Schulherr ſeine Kinder, und merkt

gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unſerer Sache ſind, das hat ſich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann, Namens Herſchel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fern-Röhren oder Perſpectiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, ſo hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und ſich etwas rechtſchaffenes darauf eingebildet. Allein das iſt noch nicht alles. Denn da dieſer Planet ſo klein erſchien, ſo hatte man das Herz, zu behaupten, er ſey nimmer ganz, ſondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch dieſe Vermuthung ſcheint durch die Erfahrung beſtätigt zu ſeyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drey Sternlein ungefähr in der nemlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, ſo, daß man jetzt ſtatt einem, der zu fehlen ſchien, vier auf einmal hat. Es iſt daher faſt nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein groſſer Planetſtern an jener Stelle geweſen, und ſchon vor undenklichen Zeiten in dieſe vier Stücke zerſprungen ſey, und muß ein rechtes Betrübniß geweſen ſeyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben iſt, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch niemand grüßen laſſen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, ſo nannte man dieſe vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Veſta. Drey davon ſind durch deutſche Männer entdeckt worden.

Nach dieſem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unſern Augen nicht größer

als ein brabanter Thaler ausſieht, ſo iſt er doch 1474mal gröſser als die Erde, und der gröſste unter allen Planeten. Er vollendet ſeine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn ſelbſt bewegen ſich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, ſo ſchön ausſehen muſs, wenn ſie in einer Nacht alle zugleich am Himmel ſtehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiſs nicht recht, was man davon halten ſoll.

Der zehnte Planet iſt der Saturn. Dieſer iſt von der Sonne faſt noch einmal ſo weit entfernt als der Jupiter, nemlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaſst mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29 1/2 Jahr vonnöthen hat. Da er ſo entſetzlich weit von der Sonne entfernt iſt, ſo muſs auf ihm das Licht derſelben 90mal ſchwächer als auf unſrer Erde ſeyn, und muſs einer ſchon gute Augen haben, wenn er dabey eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber ſieben Monde, die ihm ſeine trüben Tage erfreulich machen, und ſeine langen Nächte erheitern. Ueberdieſs hat dieſer Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, ſo aber doppelt iſt. Dieſer Ring zieht ſich in einer nicht gar groſsen Entfernung um den Saturn ringsherum, iſt ſehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er ſein Licht eben ſo wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu ſeiner Erhellung. Sonſt weiſs man von ihm nicht viel zu ſagen.

Lange hat man geglaubt, dieſer Saturn ſey nun der letzte Planet, an den die Sonne ſcheinet, und jezt ſey man fertig, bis der berühmte Herſchel, von

welchem oben Erwähnung geſchah, ebenfalls ein gebohrner Deutſcher, am 13. May 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte iſt, und vielleicht noch nicht der letzte iſt. Denn der ſchwache Menſch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie ſagen: Wo ich nichts mehr ſehe, dort iſt nichts mehr. Dieſer neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteſte ſeyn. Er iſt noch einmal ſo weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nemlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf dieſem Planeten währt ſo lang als bey uns 83 Jahre oder ein langes Menſchenleben, und ein hundertjähriger Calender thut daſelbſt 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung iſt daſelbſt die Wirkung der Sonne 361mal ſchwächer als bey uns. Dagegen wird er von ſechs, und vielleicht noch mehrern Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehn und untergehn, jeder zu ſeiner Stunde, und muß der Calendermacher allda ein ganzer Mann ſeyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig iſt, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen ſoll.

Das ſind nun die Planetſterne, welche man bis jezt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Maſſen und Zeiten. Weil man aber ſo eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wie viel ſie ausweiſt, ſo merke: Wenn auf der Sonne ein Artilleriſt vom 2ten

Bataillon in dieſem Augenblick eine Canone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geſchwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werketag in gerader Linie immer fort und fort, ſo käme ſie doch in den Merkur erſt ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben geſagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte ſie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit ſind dieſe 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichſam ihre Mutter und Säugamme iſt; und ſie verbreitet doch rings um ſich bis zu dem letzten, ſo viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig iſt, und der unſichtbare Gott, der ſie erſchaffen hat, iſt mit ſeiner Allmacht und Güte überall zugegen, und ſättiget und erfreut alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, ſo gut als in Amſterdam Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in dieſe große und reiche Handels-Stadt, voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen, gekommen war, fiel ihm ſogleich ein

großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die 6 Camine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand, als der Fragende von der holländiſchen, nemlich Nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: Kannitverſtan; und ſchnurrte vorüber. Dieß war ein holländiſches Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſoviel, als: Ich kann euch nicht verſtehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es ſey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann ſeyn, der Herr Kannitverſtan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutſch: das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff, und Maſtbaum an Maſtbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit ſeinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor kurzem aus Oſtindien angelangt war, und jezt eben aus-

geladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäſſer voll Zucker und Caffee, voll Reis und Pfeffer, und ſalveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehn hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. „Kannitverſtan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, ſchauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherley Tulipanen vor die Fenſter in vergoldeten Scherben. Jezt gieng er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bey ſich ſelbſt an, was er für ein armer Menſch ſey unter ſo viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ichs doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel, und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jezt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Lezten vom Zug, der eben

in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch geweſen ſeyn, ſagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht.“ Kannitverſtan! war die Antwort. Da fielen unſerm guten Duttlinger ein paar groſʒe Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverſtan, rief er aus, was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute. Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, ſah den vermeynten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens, mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und, wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein groſʒes Haus, an ſein reiches Schiff, und an ſein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten preuſiſchen Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Reſidenzſtadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch ſo gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unverſehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da iſt ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem franzöſiſchen Commandanten mit ſchmunzlicher Miene und ſpitzbübiſchen Augen an, was für ein ſchönes Quantum von eichenen und tannenen Bauſtämmen noch da und da beyſammen liege, woraus manch tauſend Gulden zu löſen wäre. Aber der brave Commandant gab ſchlechten Dank für die Verrätherey, und ſagte: „Laßt ihr die ſchönen Bauſtämme nur liegen, wo ſie ſind. Man muß dem Feind nicht ſein Nothwendigſtes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, ſo braucht er Holz zu neuen Galgen für ſo ehrliche Unterthanen, wie Ihr einer ſeyd.“

Das mus der rheinländiſche Hausfreund loben, und wollte gern aus ſeinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen ſollte.

Der kann Deutſch.

Bekanntlich giebt es in der franzöſiſchen Armee viele Deutſchgebohrne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken laſſen. Das iſt als-

dann für einen Hauswirth, der ſeinen Einquartirten für einen Stockfranzoſen hält, ein groß Creuz, wenn er nicht franzöſiſch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im lezten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald darhinter kommt. Der Sundgauer parlirte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Fauſt immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da ſprang er in der Noth in ſeines Nachbarn Haus, der ſein Gevatter war und ein wenig Franzöſiſch kann, und bat ihn um ſeinen Beyſtand. Der Gevatter ſagte: Er wird aus der Dauphine ſeyn, ich will ſchon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, ſo wars jezt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, ſo, daß er endlich im Unwillen ſagte: Das iſt ja der vermaledeyteſte Spitzbube, mit dem mich der Boletten-Schreiber noch heimgeſucht hat. Aber kaum war das unvorſichtige Wort heraus, ſo bekam er von dem vermeynten Stockfranzoſe eine ganz entſetzliche Ohrfeige. Da ſagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angſt ſeyn, der kann Deutſch.“

Der Fremdling in Memel.

Oft ſieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Weſtindien, an den Küſten der Oſtſee ankam. Damals war der ruſſiſche Kayſer bey

dem König von Preußen auf Beſuch. Beyde Potentaten ſtanden in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwey rechte gute Freunde, bey einander am Ufer. So etwas ſieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, ſondern gieng ganz treuherzig auf ſie zu, meynte es ſeyen zwey Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und fieng ein Geſpräch mit ihnen an, war begierig allerley Neues zu hören, das ſeit ſeiner Abweſenheit ſich zugetragen habe. Endlich, da die beyden Monarchen ſich leutſelig mit ihm unterhielten, fand er Veranlaſſung, den Einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er ſey. „Ich bin der König von Preußen,“ ſagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling ſchon ein wenig ſonderbar vor. Doch dachte er, es iſt möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherſte und Beſte wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter ſagte, und auf ſeinen Begleiter deutete: „Dieß iſt Se. Majeſtät der ruſſiſche Kayſer,“ da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwey loſe Vögel ihn zum Beſten haben wollten, und ſagte: Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, ſo ſucht einen andern als ich bin. „Bin ich deßwegen aus Weſtindien hierher gekommen, daß ich euer Narr ſey?“ — Der Kayſer wollte ihn zwar verſichern, daß er allerdings derjenige ſey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein ruſſiſcher Spaßvogel möget ihr ſeyn,“ ſagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die

Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das ſeltſame Recept.

Es iſt ſonſt kein großer Spaß dabey, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwey Stieren vor der Stadtapotheke ſtill, lud ſorgſam eine große tannene Stuben=Thüre ab, und trug ſie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und ſagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um 2 Häuſer links. Dem ſagte der Mann, der Doctor ſey bey ſeiner kranken Frau geweſen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, ſo ſey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier geweſen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doctor das Recept an die Stubenthüre geſchrieben; und nun ſoll der Herr Apotheker ſo gut ſeyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der ſich in der Noth zu helfen weiß.

Einfältiger Menſch in Mayland.

Ein einfältiger Menſch in Mayland wollte ſein Haus verkaufen. Damit er nun um ſo eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein aus

demſelben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und ſetzte ſich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“ ſo ſagte er: Mein zweyſtöckigtes Haus in der Capuziner-Gaſſe. Wenn ihr Luſt dazu habt, — hier iſt ein Muſter.

Der Nemliche ſagte einmal bey einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es iſt ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte ſo zornig werden, daß ich ſie alle todt ſchlüge.“

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht verſuchen, aber auch die Menſchen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshauſe zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen ſtarken Bart hatte, und faſt wunderlich ausſah, alſo, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der ſagt zum Wirth, eh' er etwas zu eſſen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich raſiren kann?“ Der Wirth ſagt Ja, und holt den Barbier. Zu dem ſagt der Fremde: „Ihr ſollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Geſicht ſchneidet, ſo bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber ſchneidet, ſo ſtech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erſte.“ Wie der erſchrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Geſicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das ſpitzige, kalte Eiſen lag auf dem Tiſch), ſo ſpringt er fort und ſchickt den Geſellen. Zu dem ſagt der Herr

das Nemliche. Wie der Geſell das Nemliche hört, ſpringt er ebenfalls fort, und ſchickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt ſich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich ſchneide ihn nicht, ſo kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, ſo weiß ich, was ich thue," und raſirt den Herrn. Der Herr hält ruhig ſtill, weiß nicht, in welcher entſetzlichen Todesgefahr er iſt, und der verwegene Lehrjunge ſpazirt ihm auch ganz kaltblütig mit dem Meſſer im Geſicht und um die Naſe herum, als wenn's nur um einen Sechſer, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Geſicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgeſtanden war, und ſich im Spiegel beſchaut und abgetrocknet hatte, und gibt dem Jungen die 4 Kronenthaler, ſagt er zu ihm: „Aber junger Menſch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu raſiren, ſo doch dein Herr und der Geſell ſind fortgeſprungen? Denn wenn du mich geſchnitten hätteſt, ſo hätt' ich dich erſtochen." Der Lehrjung aber bedankte ſich lächelnd für das ſchöne Stück Geld, und ſagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht verſtochen, ſondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch ins Geſicht geſchnitten, ſo wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon geſprungen. Als der fremde Herr das hörte,

und an die Gefahr dachte, in der er geſeſſen war, ward er erſt blaß vor Schrecken und Todesangſt, ſchenkte dem Burſchen noch 1 Kronenthaler extra, und hat ſeitdem zu keinem Barbier mehr geſagt: „Ich ſteche dich todt, wenn du mich ſchneideſt.“

Merkwürdige Geſpenſter-Geſchichte.

Verwichenen Herbſt fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, ſo ein ſchöner braver Ort iſt. Den Berg hinauf aber gieng er zu Fuß wegen den Roſſen, und erzählte einem Crenzacher folgende Geſchichte, die ihm ſelber begegnet iſt.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dännemark reiste, kommt er auf den ſpäten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein ſauberes Schlößlein ſtand, und will übernacht bleiben. Der Wirth ſagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und ſeyen ſchon drey Scharfrichter bey ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich ſchon hinein laſſen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth ſagt: „Manch ſchönes Bett, mit ſeidenen Umhängen, ſteht aufgeſchlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüſſel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr iſt ſchon vor einem Vierteljahr mit ſeiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reiſe gezogen, und ſeit der Zeit wüthen im Schlößlein die Geſpenſter. Der Schloßvogt und das Geſinde konnten nimmer bleiben; und wer ſeitdem in

das Schlößlein gekommen iſt, der geht zum zweytenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Geſpenſter hielt, und ſagt: Ich wills verſuchen. Trotz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüſſel geben: und nachdem er ſich mit dem Nöthigen zu einem Geſpenſter-Beſuch verſehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, ſo er bey ſich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er ſich nicht aus, wollte auch nicht ſchlafen, ſondern abwarten was geſchieht. Zu dem Ende ſtellte er zwey brennende Lichter auf den Tiſch, legte ein paar geladene Piſtolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländiſchen Hausfreund, ſo in Goldpapier eingebunden an einem rothen ſeidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beſchaute die ſchönen Bilder. Lange wollte ſich nichts ſpüren laſſen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm ſich rührte, und die Glocke 12 ſchlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen ſchlugen an die Fenſter, da klopfte es dreymal ſtark an die Thüre, und eine fürchterliche Geſtalt, mit ſchwarzen ſchielenden Augen, mit einer halbellenlangen Naſe, fletſchenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephiſtopholes. Willkomm in meinem Pallaſt! und habt Ihr auch Abſchied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Me-

phiſtopholes mit fürchterlichen Grimaſſen und hoch gehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen ſchreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jezt iſt's einmal ſo, und ſtand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Piſtole entgegen, und ſprach: „Halt, oder ich ſchieß!“ Mit ſo etwas läßt ſonſt nicht jedes Geſpenſt ſich ſchrecken, denn wenn man auch ſchießen will, ſo gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trift nicht den Geiſt, ſondern den Schütz. Aber Mephiſtopholes hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langſam um, und gieng mit eben ſolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde ſah, daß dieſer Satan Reſpekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jezt iſt keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und gieng dem Geſpenſt, das langſam einen Gang hinabſchritt, eben ſo langſam nach, und der Bediente ſprang, ſo ſchnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bey den Scharfrichtern übernacht ſeyn, als bey den Geiſtern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verſchwindet der Geiſt vor den Augen ſeines kühnen Verfolgers, und war nicht anderſt, als wär er in den Boden geſunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu ſehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter ſeinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglaſt entgegen kam, und er glaubte ſelber, jezt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeſchädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirrdiſchen Ge-

wölb. Aber ſechs curioſe Geſellen ſtanden um ein Feuer herum, und der Mephiſtopholes war auch da. Allerley wunderbares Geräthe lag umher, und zwey Tiſche lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer ſchöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war. Denn das war eine heimliche Geſellſchaft von Falſchmünzern, ſo alle Fleiſch und Bein hatten. Dieſe benutzten die Abweſenheit des Zwingherrn, legten in ſeinem Schloß ihre verborgene Münzſtöcke an, und waren vermuthlich von ſeinen eigenen Leuten dabey, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit ſie ihr heimlich Weſen ungeſtört und unbeſchrieen treiben konnten, fiengen ſie den Geſpenſterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde ſo in Schrecken geſezt, daß er zum zweytenmal nimmer kam. Aber jezt fand der verwegene Reiſende erſt Urſache, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, und, daß er den Vorſtellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finſteres Gehalt geſchoben, und hörte wohl, wie ſie Kriegsrecht über ihn hielten, und ſagten: „Es wird das Beſte ſeyn, wenn wir ihn umbringen.“ Aber Einer ſagte noch: „Wir müſſen ihn zuerſt verhören, wer er iſt, und wie er heißt, und wo er ſich herſchreibt.“ Als ſie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr ſey und nach Koppenhagen zum König reiſe, ſahen ſie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finſtern Gewölb war, ſagten ſie: „Jezt ſteht die Sache ſchlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen iſt, und iſt nimmer herausgekommen, ſo

kommen über Nacht die Huſaren, heben uns aus, und der Hanf iſt dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel koſtet.“ Alſo kündigten ſie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß ſie in Koppenhagen wollten auf ihn Achtung geben laſſen; und er mußte ihnen auf den Eid hin ſagen, wo er wohne. Er ſagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach ſchenkten ſie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er ſchaute ihnen zu, wie ſie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab ſchien, und auf der Straße die Geiſeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abſchied von den nächtlichen Geſellen, bedankte ſich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er ſeine Uhr und ſeine Tabackspfeife, und die Piſtolen habe liegen laſſen. Der Wirth ſagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder ſehe, ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Wie iſt es Euch gegangen?“ Aber der Reiſende dachte: Ein Eid iſt ein Eid, und um ſein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen ſagte er nichts, und weil jezt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, ſo lief alles fort. Auch in Koppenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte ſelber faſt nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Poſt ein Kiſtlein an ihn, und waren darinn ein paar neue, mit Silber eingelegte Pi-

ſtolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit koſtbaren Demant-Steinen beſetzt, eine türkiſche Tabackspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine ſeidene mit Gold geſtickte Tabacksblaſe, und ein Brieflein drinn. In dem Brieflein ſtand: „Dieß ſchicken wir Euch für den Schrecken, ſo Ihr bey uns ausgeſtanden, und zum Dank für Euere Verſchwiegenheit. Jetzt iſt alles vorbey, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deßwegen hats der Herr dem Crenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und ſchaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und ſind ihm hernach im Storken zu Baſel von einem franzöſiſchen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat ſie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbey, der einen ſtattlichen Schmerbauch hatte, alſo, daß er auf beyden Seiten faſt über den Sattel herunter hängte. Der Wirth ſteht auf die Staffel, und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwerchſack vor euch auf das Roß gebunden und nicht hinten.“ Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten giebt es Spitzbuben. Der Wirth ſagte nichts mehr.

Drey andere Wünſche.

Dießmal iſt aber die Frau Anna Fritze nicht dabey, auch riecht es nicht nach Roſenduft und Morgenroth, ſondern nach Klingenberger und nach Kalbfleiſch in einer ſauren Brühe. Drey luſtige Kameraden ſaßen beyſammen zu Kehl im Lamm, und als ſie das Sauereſſen verzehrt hatten, und noch eine Flaſche voll Klingenberger mit einander tranken, ſprachen ſie von allerley, und fiengen zuletzt an zu wünſchen. Endlich wurden ſie der Rede eins, es ſollte jeder noch einen kernhaften Wunſch thun, und wer den beſten Wunſch hervorbringe, der ſoll frey ausgehen an der Zeche.

Da ſprach der Erſte: So wünſch ich dann, daß ich alle Feſtungsgräben von ganz Strasburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malter-Säcke nähen, und wenn ich dann jeden Malter-Sack voll doppelter Dublonen hätte, ſo wollte ich zufrieden ſeyn.

Der Zweyte ſagte: So wollt ich denn, daß das ganze Strasburger Münſter bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechſelbriefe vom feinſten Poſtpapier läge, ſo viel darinn Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechſelbrief ſo viel Geld verſchrieben, als in allen deinen Malter-Säcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte ſagte: So wollt ich denn, daß ihr beyde hättet was ihr wünſcht, und, daß euch alsdann beyde in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe.

Der Dritte gieng frey aus an der Zeche.

Der Huſar in Neiſſe.

Als im Anfang der franzöſiſchen Revolution die Preuſſen mit den Franzoſen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten ſie nicht daran, daß ſich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806. nach Preußen kommen, und den ungebetenen Beſuch wett machen werde. Denn nicht Jeder führte ſich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl anſteht. Unter andern drang damals ein brauner preußiſcher Huſar, der ein böſer Menſch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all ſein baares Geld, ſo viel war, und viel Geldswerth, zuletzt auch noch das ſchöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch ſeinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Huſar ſtoßt ihn unbarmherzig von ſich. Die Tochter lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann feſt, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt ſie, und wirft ſie in den Sodbrunnen, ſo im Hofe ſteht, und rettet ſeinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er ſeinen Abſchied, ſetzt ſich in der Stadt Neiſſe in Schleſien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meynt, es ſey ſchon lange Gras darüber gewachſen. Allein, was geſchieht im Jahr 1806? Die Franzoſen rücken in Neiſſe ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bey einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant iſt auch brav, führt ſich ordentlich auf, und ſcheint guter Dinge zu ſeyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum

Frühſtück. Die Frau denkt: Er wird noch ſchlafen, und ſtellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng ſie endlich in das Stüblein hinauf, macht leiſe die Thüre auf, und will ſehen, ob ihm etwas fehlt.

Da ſaß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und ſeufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder ſo etwas, und ſah nicht, daß jemand in der Stube iſt. Die Frau aber gieng leiſe auf ihn zu, und fragte ihn: „Was iſt Euch begegnet, Herr Sergeant, und war„um ſeyd Ihr ſo traurig?“ Da ſah ſie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und ſagte: die Ueberzüge dieſes Bettes, in dem er heute Nacht geſchlafen habe, haben vor 18 Jahren ſeinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verlohren haben und zu armen Leuten geworden ſeyn, und jetzt denke er an alles, und ſein Herz ſey voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchſtaben, womit ſie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erſchrak die gute Frau, und ſagte, daß ſie dieſes Bettzeug von einem braunen Huſaren gekauft habe, der noch hier in Neiſſe lebe, und ſie könne nichts dafür. Da ſtand der Franzoſe auf, und ließ ſich in das Haus des Huſaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, ſagte er zu dem Huſaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unſchuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hauſe getragen habt,

und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schweſter? Anfänglich wollte der alte Sünder ſich entſchuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es ſoll, und was der Eine liegen laſſe, hole doch ein Anderer; und lieber nimme mans ſelber. Als er aber merkte, daß der Sergant der nemliche ſey, deſſen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an ſeine Schweſter erinnerte, verſagte ihm vor Gewiſſens-Angſt und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzoſen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr heraus bringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leſer denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Huſaren zuſammenhauen, und freut ſich ſchon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht beſtehen. Denn wenn das Herz bewegt iſt, und vor Schmerz faſt brechen will, mag der Menſch keine Rache nehmen. Da iſt ihm die Rache zu klein und verächtlich, ſondern er denkt: Wir ſind in Gottes Hand, und will nicht Böſes mit Böſem vergelten. So dachte der Franzoſe auch, und ſagte: „Daß du mich mißhandelt haſt, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht haſt, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schweſter in den Brunnen geworfen haſt, und iſt nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott.“ — Mit dieſen Worten gieng er fort, ohne dem Huſaren das geringſte zu leide zu thun, und es ward ihm in ſeinem Herzen wieder wohl. Dem Huſaren aber war es nachher zu

Muth, als wenn er vor dem jüngſten Gericht geſtanden wäre, und hätte keinen guten Beſcheid bekommen. Denn er hatte von dieſer Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und ſoll nach einem Vierteljahr geſtorben ſeyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man ſich daheim nicht darf finden laſſen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber ſind in einem Jahr vom 1. November 1806. bis dahin 1807. geſchlachtet und verſpeist worden, 66,795 Ochſen, 2133 Kühe, 75,092 Kälber, 47,000 Schaafe, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine.

Viel Fleiſch koſtet viel Brod. Daher wurden verbraucht 487,000 Zentner Weiß-Mehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

Zu einem guten Biſſen gehört ein guter Trunk. Alſo iſt getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281,000 Klafter Holz, und 156,000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenſter Eiszäpflein gehangen ſeyn.

Und an manchem vollen Tiſch iſt einer geſeſſen, und hat nicht eſſen mögen vor Betrübniß; und in manchen Becher voll köſtlichen Ungar-Weins iſt auch eine Thräne gefallen.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland ſchickte ſeinen Sohn nach Paris, daß er ſollte Franzöſiſch lernen, und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey Hanns, wo führt dich der Himmel her? Wie ſteht es zu Hauſe, und was giebts Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Tagen Euer ſchöner Rabe krepirt iſt, den Euch vor einem Jahr der Waidgeſell geſchenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefreſſen, als unſere ſchönen Pferde fielen, eins nach dem andern. Ich habs gleich geſagt.

Wie! Meines Vaters vier ſchöne Mohren-Schimmel ſind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie gieng das zu?

Drum ſind ſie zu ſehr angeſtrengt worden mit Waſſerführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll

Schrecken aus. Iſt unſer ſchönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters ſeliger Leiche, und iſt bey Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Füncklein iſt bald verzettelt.

Unglückſelige Bottſchaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie gehts meiner Schweſter?

Drum eben hat ſich Ihr Herr Vater ſeliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schweſter ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es iſt ein Büblein.

Sonſt gibts juſt nicht viel Neues, ſetzte er hinzu.

Moſes Mendelſon.

Moſes Mendelſon war jüdiſcher Religion, und Handlungsbedienter bey einem Kaufmann, der das Pulver nicht ſoll erfunden haben. Dabey war er aber ein ſehr frommer und weiſer Mann, und wurde daher von den angeſehenſten und gelehrteſten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das iſt recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieſer Moſes Mendelſon gab unter anderm von der Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer ſchweren Rechnung ſchwitzte, ſagte dieſer: „Es iſt doch ſchade, guter Moſes, und iſt unverantwortlich,

daß ein ſo verſtändiger Kopf wie ihr ſeyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Waſſer nicht bieten kann. Seyd ihr nicht am kleinen Finger geſcheidter, als der am ganzen Körper, ſo groß er iſt?“ Einem andern hätt das im Kopf gewurmt, er hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und ſeinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verſtändige Mendelſon ließ das Dintenfaß ſtehen, ſteckte die Feder hinter das Ohr, ſah ſeinen Freund ruhig an, und ſprach zu ihm alſo: „Das iſt recht gut, wie es iſt, und von der Vorſehung weiſe ausgedacht. Denn ſo kann mein Herr von meinen Dienſten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entſtand gegen ihn eine Empörung, was nichts ſeltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polniſcher Fürſt, vergaß ſich ſo ſehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs ſetzte. Ja, er war frech genug, es dem König ſelber zu ſchreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erſchrecken. Der König aber ſchrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und geleſen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bey Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch verſichern, für den eurigen gäb ich keinen rothen Heller.“

Theure Eyer.

Als zu ſeiner Zeit ein fremder Fürſt nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs ôd im Magen, und ließ ſich in einem gemeinen Wirthshaus, wo ſonſt dergleichen Gäſte nicht einkehren, drey geſottne Eyer geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürſt fragte, ob denn hier die Eyer ſo rar ſeyen. Der Wirth lächelte und ſagte: Nein, die Eyer nicht, aber die großen Herrn, die ſo etwas dafür bezahlen können. Der Fürſt lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm ers ſehr übel, daß ein Wirth in ſeinem Reich ſich unterſtand, ſolche unverſchämte Ueberforderungen zu machen, und ſagte dem Fürſten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie ſehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrſcht. Als der Fürſt auf ſeiner Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeyfuhr, ſah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenſter waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drey Diebe.

Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkommt. Doch iſt ſie in einem ſchönen Buch beſchrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Sailers Toch-

ter copulirt war, nemlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielts auch mit, und war der Jüngſte. Doch mordeten ſie nicht, und griffen keine Menſchen an, ſondern viſitirten nur ſo bey Nacht in den Hühnerſtällen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften ſie immer am wohlfeilſten ein. Wenns aber nichts zu ſtehlen gab, ſo übten ſie ſich untereinander mit allerley Aufgaben und Wagſtücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmahl im Wald ſieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Neſt ſitzen, denkt, er hat Eyer, und fragt die andern: „Wer iſt im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eyer aus dem Neſt, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht ſich leiſe dem Neſt, bohrt langſam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eylein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Neſt wieder zu mit Moos, und bringt die Eyer. — „Aber wer dem Vogel die Eyer wieder unterlegen kann, „ſagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langſam die Eyer unterſchob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langſam die Hoſen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beyden andern ſagten: „Der Frieder iſt der Meiſter.“ Der rothe Dieter aber ſagte: „ich ſehe ſchon, mit euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu böſen Häuſern geht, und der Unrechte kommt über uns, ſo iſts mir nimmer Angſt für euch, aber für mich.“ Alſo gieng er fort, wurde

wieder ehrlich, und lebte mit ſeiner Frau arbeitſam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwey andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein geſtohlen hatten, beſuchten ſie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn ſie hatten gehört, daß ein Schwein geſchlachtet, und wollten ein wenig Acht geben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als ſie fort waren, ſagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, ſonſt iſt es morgen nimmer unſer.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, ſo leiſe ſie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, ſteht auf, geht um das Haus, und ſieht nach. Unterdeſſen ſchleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an, und ſagt: Frau, die Sau iſt nimmer in der Kammer. Die Frau ſagt: Schwätz nicht ſo einfältig! Haſt du ſie nicht ſelber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja ſo, ſagte der Heiner, drum bin ich halb im Schlaf, und ging, holte das Schwein, und trug es unbeſchrien fort, wußte in der finſtern Nacht nicht, wo der Bruder iſt, dachte, er wird ſchon kommen an den beſtellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenſtricke doch geholt.“ Allein, ſo geſchwind gab er nicht gewonnen, ſondern ſetzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte, (es war ſchon weit vom Hauſe weg,) und als er merkte, daß er allein ſey, nahm er ſchnell die Stimme des Frieders an, und ſagte: „Bruder, laß jezt mich das Säulein tragen, du wirſt müd ſeyn.“ Der Heiner meint es ſey der Bruder,

und gibt ihm das Schwein, ſagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, ſagte für ſich ſelber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdeſſen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer ſah und kam, und fragte den Bruder: „Haſt du die Sau, Heiner?“ Der Heiner ſagte: „Haſt du ſie denn nicht, Frieder?“ Da ſchauten ſie einander mit großen Augen an, und hätten kein ſo praſſelndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber deſto ſchöner praſſelte jezt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde ſogleich nach der Heimkunft verhauen, und Keſſelfleiſch über das Feuer gethan. Denn der Dieter ſagte: „Frau ich bin hungerig, und was wir nicht beyzeiten eſſen, holen die Schelme doch.“ Als er ſich aber in einen Winkel legte, und ein wenig ſchlummerte, und die Frau kehrte mit der eiſernen Gabel das Fleiſch herum, und ſchaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf ſo ſeufzte, kam eine zugeſpizte Stange langſam durch das Camin herab, ſpießt das beſte Stück im Keſſel an, und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängſtlicher winſelte, und die Frau immer emſiger nach ihm ſah, kam die Stange zum zweytenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jezt wollen wir anrichten,“ da war der Keſſel leer, und wär ebenfalls kein großes Feuer nöthig geweſen zum Nachtkochen. Als ſie aber beyde ſchon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, ſo können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die

Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was ſie gemauſt hatten. Jezt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man ſcherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es ſey das leztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im lezten Viertel über das Häuslein weggieng, und zum zweytenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters ſagte: „Jezt iſts einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des geſtohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurm und in das Zuchthaus.

Suwarov.

Der Menſch muß eine Herrſchaft über ſich ſelber ausüben können, ſonſt iſt er kein braver und achtungswürdiger Menſch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, ſondern immer. Der ruſſiſche General Suwarov, den die Türken und Polaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein ſcharfes und ſtrenges Commando. Aber was das vornehmſte war, er ſtellte ſich unter ſein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarov ſelber wäre, und ſehr oft mußten ihm ſeine Adjutanten dieß und jenes in ſeinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienſt etwas verſehen hatte, und fieng ſchon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem Ge-

neral und dem Soldaten eine guten Dienſt erweiſen, eilte herbey und ſagte: „Der General Suwarov hat befohlen, man ſolle ſich nie vom Zorn übernehmen laſſen.“ Sogleich liess Suwarov nach, und ſagte: „Wenns der General befohlen hat, ſo muss man gehorchen.“

Klein und Gross.

In Aſien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die ſind ſehr gross, ſtark und ſcheu, und haben ſehr grosse Hörner. Wenn ein ſolches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jejuweilen peschieht, ſo kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Dieſe haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meynen, das Horn ſey wegen ihnen da, ſchlupfen hinein, und wohnen darinn. Worüber muss man ſich mehr verwundern, über die grossen Hörner oder über die kleinen Füchſe?

Die kleinſten Vögel, die man kennt, heissen Kolibri. Sie ſind in Süd-Amerika daheim, haben wunderſchöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eylein, ſo nicht grösser ſind, als eine Erbſe; und werden nicht mit Schroten geſchoſſen, ſondern mit kleinen Sandkörnlein, weil ſonſt nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die iſt ſo gross, dass ſie dieſe armen Thierlein wie Mucken fängt und ausſaugt. Doch das weiss der geneigte Leſer ſchon, denn er iſt ein beleſener Mann.

Andern Reſpekt ſtösst der Herr Lämmer-Geyer ſeiner Nachbarſchaft ein, der in den Tyroler- und Schwei-

zer-Gebirgen daheim iſt. Denn mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und iſt ſtark genug, Gemſen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, iſt der Condur, ein Landsmann des Colibri. Dieſer mißt mit ausgeſpannten Flügeln 16 Fuß, ſeine Flügelfedern ſind vorne Fingersdick, alſo, daß man ſchön Fraktur damit ſchreiben könnte; und das Rauſchen ſeiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel iſt der Strauß in den Wüſteneyen von Aſien und Afrika, der aber wegen ſeiner Schwere und wegen der Kürze ſeiner Fittige gar nicht fliegen kann, ſondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er ſeinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum ſchauen, und könnte, wie ein guter Freund neben einem Reiter auf ſeinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache verſagt wären.

In Aſien lebt eine Art von Hirſchen, Zwerg-Hirſchlein genannt, deren Füßlein ſind Fingerslang, und ſo dünn, wie der Stiel einer köllniſchen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Aſien, wiegt ein halbes Quintlein, und iſt das kleinſte unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen gehen und ihre Jungen ſäugen. Der Elephant aber iſt 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt ſeine 7,000 Pfund; und ein fleißiger Schüler ſoll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zuſammen ſo ſchwer ſind, als ein einziger Elephant?

Das kleinſte Thierlein auf der Erde hat auch mit dem ſtärkſten Vergrößerungsglas wohl noch kein Menſch

geſehen. Aber das größte iſt der Wallfiſch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachſen kann, und ſeine 1,000 Centner und drüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menſchen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch ſeyen. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel geſehen, und es ſey von ſeinem rechten Auge über den Naſenwinkel bis zum linken, ein Zwiſchenraum von 70,000 Tagreiſen.

Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche ſehr alt werden. Ein Reiſender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher ſchluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, ſagte dieſer: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden faſt unglaublich vor, daß ein Mann von ſolchen Jahren noch einen Vater am Leben haben, und noch unter ſeiner Zucht ſtehen ſoll. Als er ihn aber nach der Urſache der Ohrfeige fragte, ſo ſagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater ſchier fallen laſſen, als er ihm habe ſollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er ſich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch ſo ſey, wie er ſagte. Ja, es war ſo. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde ſagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man ſo 288 unter drey Hüten beyeinanderſehe.

Kayſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne.

Der große Kayſer Napoleon brachte ſeine Jugend, als Zögling, in der Kriegsſchule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge ſeine Kriege die er führte, und ſeine Thaten. Da er gerne Obſt aß, wie die Jugend pflegt, ſo bekam eine Obſthändlerin daſelbſt manchen ſchönen Batzen von ihm zu löſen. Hatte er je einmal kein Geld, ſo borgte ſie. Bekam er Geld, ſo bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler ſchuldig. Und, als ſie das letztemal ihm einen Teller voll ſaftiger Pfirſiche oder ſüßer Trauben brachte, „Fräulein, ſagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr ſollt nicht vergeſſen ſeyn.“ Aber die Obſtfrau ſagte: „O reiſen Sie wegen deſſen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie geſund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer ſolchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jezt betrat, kann doch auch der beſte Kopf ſo etwas vergeſſen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einſt die Kinder Iſrael das Ziegler-Handwerk trieben, und liefert ein Treffen bey Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erſter Conſul. Napoleon ſtellt in ſeinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe

und Ordnung wieder her, und wird franzöſiſcher Kayſer, und noch hatte die gute Obſtfrau in Brienne nichts, als ſein Wort: „Ihr ſollt nicht vergeſſen ſeyn!“ Aber ein Wort noch immer ſo gut, als baares Geld, und beſſer. Denn als der Kayſer in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille ſchon dort, und mag wohl ſehr gerührt geweſen ſeyn wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in ſo kurzer Zeit, und durch ſo viele Gefahren unverſehrt bis auf den neuen Kayſerthron geführt hatte, da blieb er auf der Gaſſe plötzlich ſtille ſtehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der ſich auf etwas beſinnt, nannte bald darauf den Namen der Obſtfrau, erkundigte ſich nach ihrer Wohnung, ſo ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwey Kindern am Kamin kniete, und ein ſparſames Abendeſſen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfriſchung haben?“ ſo fragte der Kayſer. — Ey ja! erwiederte die Frau, die Melonen ſind reif, und holte eine. Während die zwey fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiſer an das Feuer legte, „Kennt ihr denn den Kayſer auch, der heute hier ſeyn ſoll?“ fragte der eine. Er iſt noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erſt. Warum ſoll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obſt hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — Ja freylich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da ſagte zu ihr der fremde

Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein ſchlechtes Gedächtniß haben. Fürs erſte, ſo kennt ihr den Kayſer nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht ſo ordentlich bezahlt, als ihr ſagt, ſondern ich bin euch zwey Thaler ſchuldig oder etwas;“ und in dieſem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tiſch ein tauſend und zweyhundert Franken, Kapital und Zinnß. – Die Frau, als ſie den Kayſer erkannte, und die Goldſtücke auf dem Tiſch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz auſſer ſich, und die Kinder ſchauen auch einander an, und wiſſen nicht was ſie ſagen ſollen. Der Kayſer aber befahl nachher das Haus niederzureiſſen, und der Frau ein anderes an den nemlichen Platz zu bauen. „In dieſem Hauſe, ſagte er, will ich wohnen, ſo oft ich nach Brienne komme, und es ſoll meinen Namen führen.“ Der Frau aber verſprach er, er wolle für ihre Kinder ſorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derſelben bereits ehrenvoll verſorgt, und der Sohn wird auf kayſerliche Koſten in der nemlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held ſelber ausgegangen iſt.

Das Bombardement von Koppenhagen.

In der ganzen gefahrvollen Zeit von 1789 an, als ein Land nach dem andern entweder in die Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde, hatte ſich das Königreich Dänemark theils durch ſeine Lage, theils durch die Weisheit ſeiner Regierung den Frieden erhalten. Sie lebte niemand zu lieb und

niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlſtand der Unterthanen zu vermehren, wurde deßwegen von allen Mächten in Ehren gehalten. Als aber im Jahr 1807. der Engländer ſah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen ſey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzoſen in allen Häfen und feſten Plätzen an der Oſtſee Meiſter ſind, und die Sache ſchlimm gehen kann, wenn ſie auch noch ſollten nach Dänemark kommen, ſagte er kein Wort, ſondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der däniſchen Küſte und vor der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Koppenhagen ſtand, und alles ſicher und ruhig war, ſo machten die Engländer Bericht nach Koppenhagen hinein: „Weil wir ſo gute Freunde zuſammen ſind, ſo gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit ſie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Feſtung. Denn es wäre uns entſetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zuſammen ſchießen.“ Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit ſeinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und ſagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, ſo müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache eure Roſſe in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf zu den Advokaten reiten, ſonſt zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld ſtehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf ſeinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, ſo verrenn ich ihm den Weg.“ Der Nachbar

ſagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich euere Händel an?“ Und ſo ſagten die Dänen auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänen ſagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!“ ſo ſtieg er mit ſeinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptſtadt, richtete Batterien auf, führte Canonen drein, und ſagte am 2. September nach dem Frieden von Tilſit, jezt ſey die letzte Friſt. Allein alle Einwohner von Koppenhagen und die ganze Däniſche Nation ſagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes ſey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaſchen könnte, ſich durch Drohungen ſchrecken zu laſſen, und in ſeine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!“ Da fieng das fürchterliche Gericht an, das über dieſe arme Stadt im Schickſal beſchloſſen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schieſſen auf Koppenhagen, mit 72 Mörſern und ſchweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Satan, Namens Congreve, war dabey, der hatte ein neues Zerſtörungsmittel erfunden, nemlich die ſogenannten Brand-Raketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem kurzen ſpitzigen Pfeil verſehen waren. Im Schuß entzündete ſich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, ſo blieb er ſtecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch dieſe Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Koppenhagen hinein. Koppenhagen hatte

damals 4000 Häuſer, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlöſſer, 22 Krankenſpitäler, 30 Armenhäuſer, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken wie mancher ſchöne Dachſtuhl in dieſer angſtvollen Nacht zerſchmettert wurde, wie manches bange Mutterherz ſich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob ſie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Koppenhagen ſagte: Nein. Da fieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja ſagen, fieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 ſchöne Häuſer in der Aſche; ganze Kirchthürme waren eingeſtürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren ſchon getödtet und mehrere ſchwer verwundet. Ganz Koppenhagen ſah hier einer Brandſtätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Commandant von Koppenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben ſah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kron-Prinz hats nicht einmal gelobt. Das erſte war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Koppenhagen in Beſitz und führten ſie weg; 18 Linienſchiffe, 15 Fregatten und mehrere klei-

nere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehmals dem König von Dänemark zum Geſchenk gemacht hatte, als ſie noch Freunde waren. Dieſe ließen ſie zurück. Der König von Dänemark ſchickte ſie ihnen aber auch nach, und will nichts geſchenktes mehr zum Andenken haben. Im Land ſelbſt und auf den Schiffen hausten die Engländer als böſe Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, ſondern denkt: Wenn ſie es nicht verdient hätten, ſo führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn ſie ſchifften ſich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der däniſchen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve iſt unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer geſehn. Von dem an hielten die Dänen gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, und Kayſer Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis ſie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Koppenhagen bezahlt haben. Dieß iſt das Schickſal von Dänemark, und die Freunde der Engländer ſagen, es ſey nicht ſo ſchlimm gemeynt geweſen. Andre aber ſagen, es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn, und die Dänen meynens auch.

Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf.

In Frankreich iſt ein Departement, heißt Goldhügel. In dieſem Departement befindet ſich eine kleine Landſchaft, genannt Saulieu, (mußt leſen Solió). Dieſe Landſchaft bekam im Merz des Jahrs 1807. ei-

nen ſchlimm n Beſuch von einem reiſſenden Thier, wie man noch keines daſelbſt geſehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer geweſen ſeyn. Doch hatte es eine kürzere Schnautze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren beſezt. Dieſe grauſame und blutgierige Beſtie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, grif Menſchen und Thiere an, wagte ſich ſogar am 30. Merz am hellen Tag auf der Landſtraße an die Reiſenden, zerriß einen Conſcribirten, zerfleiſchte zwey Mägdlein und einen Knaben und blieb ſelbige Nacht nahe bey dem Hauſe eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüſche übernacht. Der gute Machin, der an eine ſolche Schildwache vor ſeinem Hauſe nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finſter war, aus dem Hauſe. Da hörte er etwas rauſchen im Gebüſch, glaubte es ſey die Katze, die ſich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief ſeiner Frau, die Katze ſey da. Aber in dem nemlichen Augenblicke ſpringt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, ſtellt ſich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwey Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll ſcharfer ſtarker Zähne wüthend an der linken Bruſt. Vergebens ſucht er ſich loszumachen. Das Thier ſezt immer tiefer ſeine Zähne ein, und verurſacht ihm die entſetzlichſten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und ſtarke Machin mit beyden Armen, drückt es feſt an ſich, ringt mit ihm bis er es im Hauſe hat, wirft ſich mit ihm auf einen Tiſch, ſo daß das Thier unten

lag, und rief ſeiner Frau, daß ſie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, ſich zu nähern, und das Thier biß ſich immer tiefer und tiefer in die Bruſt des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteſte Tochter von 22 Jahren ſich ermannte, und mit einem Licht und einem Meſſer herbeyeilte. Der Vater drückt ſo ſtark er kann, mit ſeinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo ſie hineinſtechen müſſe, daß das Ungeheuer ſicher getödtet werde. Noch biß ſich die Beſtie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Meſſer in der Wunde umkehrte. Aber jezt ſchoß das heiſſe ſchwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Beſt fieng an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreiſſen wollte. Aber erſt nachdem es ſich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Bruſt des braven Machin von ihm los zu machen, ſo feſt hatte es ſich mit ſeinen mörderiſchen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeſchlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an ſeiner Bruſt zu leiden und zu heilen, und ſagt, er wolle ſein lebenlang dran denken.

Unglück in Koppenhagen.

Das ſollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September = Tagen 1807. nach Koppenhagen geworfen wurde, noch im July 1808. losgehen werde. Zwey Knaben fanden ſie unter der Erde. Einer von ihnen wollte ſie mit einem

Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth ſie in Brand, zerſprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetſchte der Mutter, die mit einem Säugling an der Bruſt ſorglos zuſah, den Arm. Dieß lehrt vorſichtig ſeyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.

Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiſte ein junger Engländer auf dem Poſtwagen zum erſtenmal in die große Stadt London, wo er von den Menſchen, die daſelbſt wohnen, keinen einzigen kannte, als ſeinen Schwager, den er beſuchen wollte, und ſeine Schweſter, ſo des Schwagers Frau war. Auch auf dem Poſtwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das iſt, der Aufſeher über den Poſtwagen, der auf alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwey Reiſe-Kameraden dachten damals nicht daran, wo ſie einander das nächſtemal wieder ſehen würden. Der Poſtwagen kam erſt in der tiefen Nacht in London an. In dem Poſthauſe konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Poſtmeiſter daſelbſt ein vornehmer Herr iſt, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bey ſtockfinſterer Nacht, ſo wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da ſagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London

komme, bey einer Verwandten ein Stüblein, wo zwey Vetter ſtehen. Meine Baſe wird euch ſchon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs beſſer finden werdet.“ Das ließ ſich der junge Menſch nicht zweymal ſagen. Sie tranken bey der Frau Baſe noch einen Krug engliches Bier, aßen eine Knakwurſt dazu, und legten ſich dann ſchlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und mußt hinaus gehn. Da war er ſchlimmer dran, als noch nie. Denn er wußte in ſeiner dermaligen Nachtherberge, ſo klein ſie war, ſo wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und ſagte ihm wie er gehen müſſe, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, iſt zwar verſchloſſen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüſſel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein großes Meſſer mit, und ſchiebt es zwiſchen dem Thürlein und dem Pfoſten hinein, ſo ſpringt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themſe rauſchen, und zieht etwas an, die Nacht iſt kalt.“ Der Fremde erwiſchte in der Geſchwindigkeit und in der Finſterniß das Camiſol des Condukteurs, ſtatt des ſeinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er ſchlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, ſo, daß er mit der Naſe an ein Eck anſtieß, und wegen dem hitzigen Bier, ſo er getrunken hatte, entſetzlich blutete. Allein, ob dem ſtarken Blutverluſt und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und ſchlief ein.

Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo ſein Schlafkamerad ſo lange bleibt, bis er auf der Gaſſe einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Menſch iſt an die Haus-Thüre kommen, iſt auf die Gaſſe hinausgegangen, und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, ſo gehen unverſehens beſtellte ſtarke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsſtuben, in verdächtigen Häuſern und auf der Gaſſe herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich iſt, den fragen ſie nicht lange: Landsmann, wer biſt du? oder Landsmann, wer ſeyd ihr? ſondern machen kurzen Prozeß, ſchleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menſchenjagd nennt man Preſſen; und deßwegen ſagte der Condukteur: „Was gilts, er iſt gepreßt worden!“ — In dieſer Angſt ſprang er eilig auf, warf ſeinen Rockelor um ſich, und eilte auf die Gaſſe, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaſſe und zwey Gaſſen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er ſelber den Preſſern in die Hände, wurde auf ein Schiff geſchleppt, — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Menſch im Hauſe wieder zu ſich, eilte, wie er war, in ſein Bette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermißen, und ſchlief bis in den Tag. Unterdeſſen wurde der Condukteur, um 8 Uhr, auf der Poſt erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Poſtbedienter abgeſchickt, ihn zu ſuchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem

Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein groſses offenes Meſſer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauſchte die Themſe. Da fiel ein böſer Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Waſſer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn viſitirte und in den Taſchen des Kamiſols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten ſilbernen Petſchaftring des Condukteurs an Riemen befeſtigt, da war es um den armen Jüngling geſchehn. Er berief ſich auf ſeinen Schwager, — man kannte ihn nicht — auf ſeine Schweſter, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er ſelber ſie wußte. Aber die Blutrichter ſagten: „Das ſind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt." Und wie geſagt, ſo geſchehn, noch am nemlichen Nachmittag nach engländiſchem Recht und Brauch. Mit dem engländiſchen Brauch aber iſt es ſo: Weil in London der Spitzbuben viele ſind, ſo macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern ſich nicht viele Leute darum, weil mans oft ſehen kann. Die Miſſethäter, ſo viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen geſetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den böſen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die ſchönen Geſellen zappeln, und ſchaut nicht um. Allein in England iſt das Hängen nicht ſo ſchimpflich wie bey uns, ſondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächſten Verwandten des Miſſethäters, und ziehn ſo lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erſtickt. Aber

unſerm Fremdling that niemand dieſen traurigen Dienſt der Liebe und Freundſchaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeygehen nach dem Galgen ſchaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrey des Entſetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unſer Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bey der bekannten Stimme ſeiner Schweſter die Augenlieder aufſchlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüber gieng, war die Schweſter und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entſchloſſener Mann war, verlor die Beſinnung nicht, ſondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten ſich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Purſche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn ſie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeſchrieen in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu ſich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege ſeiner getröſteten Schweſter bald wieder völlig geſund. Eines Abends aber ſagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, ſo könnt ihr noch einmel gehenkt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, ſo habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein ſchlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch ſorgen. Das ſah der gute Jüngling

ein, gieng bey der erſten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit ſchwerem Herzen wieder an das Ufer ſtieg; und als er eben bei ſich ſelber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menſchen entgegen führte, der mich kennt;“ ſiehe da kam in armſeliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber ſo groß ſonſt die Freude des unverhoften Wiederſehens an einem ſolchen fremden Orte iſt, ſo war doch hier der erſte Willkomm ſchlecht genug. Denn der Condukteur, als er ſeinen Mann erkannte, gieng er mit geballter Fauſt auf ihn los, „Wo führt euch der Böſe her, verdammter Nachtläufer? wißt ihr daß ich wegen euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber ſagte: „Goddam, ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt ihr „daß man wegen euch mich gehenkt hat?“ hernach aber giengen ſie mit einander ins Wirthshaus zu den 3 Cronen in Philadelphia, und erzählten ſich ihr Schickſal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geſchäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er ſeinen guten Freund loskaufte und wieder nach Landon zurück ſchicken konnte.

Der unſchuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat ſich auf dem Speſſart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalte unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meiſter. In der Langweile trieben ſie allerley, und ahmten unter einander, wie dieſes Al-

ter zu thun pflegt, die Handlungen und Geſchäfte der erwachſenen Menſchen ſpielend nach. Eines Tages ſagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb ſeyn.“ — „So will ich das Ober-Amt ſeyn,“ ſagte der Zweyte. „Seyd ihr die Hatſchiere,“ ſagte er zum Dritten und Vierten, „und du biſt der Henker,“ ſprach er zum Fünften. Gut! Der Dieb ſtielt einem ſeiner Kameraden heimlich ein Meſſer und ſezt ſich auf flüchtigen Fuß; der Beſtohlene klagt bey Oberamt; die Hatſchiere ſtreifen im Revier, attrapieren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdeſſen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt ſich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Maleſikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverſtand und Leichtſinn an einen Aſtſtumpen an einem Baumſtamm, alſo daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann ers ſchon aushalten. Plötzlich rauſcht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörſt; ein ſchwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halb zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer ſo ernſthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erſchrecken, meynen, es ſey der böſe Feind, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angſt davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geſchehen ſey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulöſen, war er erſtickt und todt. Dieß iſt eine Warnung. Das Oberamt und die Hatſchiere kamen nachher auf drey Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf ſechs. Daß aber der Eber

ſoll der ſchwarze Feind geweſen ſeyn, hat ſich nicht beſtätigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forſtamt geliefert; der Schwarze aber befindet ſich noch am Leben.

Der Rekrut.

Zum ſchwäbiſchen Kreiscontingent kam im Jahr 1795. ein Rekrut, ſo ein ſchöner wohlgewachſener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er ſey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank geweſen, ſonſt wär ich zwey und zwanzig.“

Böſer Markt.

In der großen Stadt London und rings um ſie her giebt es auſſerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder koſtbaren Fingerringen eine kindiſche Freude haben, und nicht ruhen, bis ſie dieſelben haben. Dieß bringen ſie zuweg manchmal durch Liſt und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landſtraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeiſter zu London und der Scharfrichter wiſſen davon zu erzählen. Eine ſeltſame Geſchichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem ſchönen Sommertage in einem großen königlichen Garten verſammelt, deſſen lange gewundene Gänge ſich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Perſonen waren auch

zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und ſeine Familie froh und glücklich zu ſehen. Man aß und trank man ſpielte und tanzte; man gieng ſpatzieren in den ſchönen Gängen und zwiſchen dem duftenden Roſengebüſch paarweiſe und allein wie es ſich traf. Da ſtellte ſich ein Menſch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Piſtole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald gränzt, dachte es wird ſchon jemand kommen. Wie geſagt, ſo geſchehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordens-Band und goldnem Stern, will ſpatzieren gehn im kühlem Schatten, uud denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geſelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein beſcheidenes Compliment, zieht die Piſtole zwiſchen dem Rock und Camiſol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Bruſt, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wiſſen, was ſie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran ſeyn, wenn man vor einer Piſtole ſteht, weil man nicht weiß, was drinn ſteckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib iſt koſtbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger; und verſprach zu ſchweigen.“ Gnädiger Herr, fuhr jezt der Geſelle fort: „Wären euch eure zwey goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unſer Schulmeiſter richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie wie man dran iſt, und an der Sonnenuhr ſind die Zahlen verwiſcht.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, ſo muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder

etwas, ſo man kaum ein Schöplein dafür kann trinken. Und ſo handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensſtern und das goldene Herz, ſo er vorne auf der Bruſt im Hemd hatte, Stück für Stück ab um ſchlechtes Geld, und immer mit der Piſtole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jezt bin ich abſolvirt, Gottlob! „fieng der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir ſo gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müſſe zu einem böſen Markt ein gutes Geſicht machen, und ſagt: „Laßt ſehen!“ Da zog der Burſche allerley Kleinigkeiten aus der Taſche hervor, ſo er vom Zweybatzen-Krämer gekauft, oder auch ſchon auf einer ungewiſchten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nicht mehr als die Piſtole übrig hatte, und ſah, daß der Herr noch ein paar ſchöne Dublonen in dem grünen ſeidenen Geldbeutel hatte, ſprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Reſt, den ihr da in den Händen habt, nicht die Piſtole abkaufen? Sie iſt vom beſten Büchſenſchmid in London, und zwey Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraſchung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Piſtole. Als er aber die Piſtole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und ſprach: Nun halt, ſauberer Geſelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heiſſen werde, oder ich ſchieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und ſagte: Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, ſie iſt nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los. Er ließ den

Ladſtock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darinn. Der Dieb aber war unterdeſſen ſchon tief im Wald; und der vornehme Engländer gieng ſchamroth zurück, daß er ſich alſo habe in Schrecken ſetzen laſſen, und dachte an Vieles.

Die Cometen.

Der geneigte Leſer iſt nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drey Königen von den Planeten die Rede iſt, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, ſo kann er auch ein Wort mitſprechen bey ſeinem Schöplein, und iſt nicht ſchuldig zu geſtehn, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangts nicht.

Jetzt kommen wir zu den Cometſternen.

Von den Cometſternen wäre nun viel zu ſagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will ſich deswegen kurz faſſen, und alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Cometſterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, ſondern ſchon viel mehr als 400 ſeit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden ſind.

Ein ſolcher Cometſtern iſt nun allemal eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, wenn er ſo auf einmal unangemeldet und unbeſchieden am Himmel ſichtbar wird, und da ſteht, und ſagt kein Wort, zumal ein ſolcher,

wie im Jahr 1680 der 4mal ſo groß ſchien als der Abendſtern, oder 146 Jahr vor Chriſti Geburt, der größer ſoll ausgeſehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, deſſen Schweif durch den 4ten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwey zugleich erſcheinen, was auch ſchon geſchehen iſt. Es iſt alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternſeher, ich will ſagen, den rheiniſchen Hausfreund, alſo anredete: „Meinſt du, daß du jetzt fertig ſeyſt, und die Sterne des Himmels alle kenneſt? Sieh, da iſt auch noch einer, den du noch nie geſehen haſt, und wirſt jetzt erſt nicht wiſſen, was du daraus machen ſollſt.“ Andere Leute aber ſchauen das Wundergeſtirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind, und ſagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht iſt!“

Solche Cometſterne nun, ſind einander nicht alle gleich, auch der nämliche, ſo lang man ihn beobachten kann, verändert oft ſein Ausſehen, ſie ſind bald heller bald trüber, bald größer bald kleiner, rund uud eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Comet im Jahr 1770, war daheim 13mal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angeſehen hat. Einer im J. 1680, war 160mal näher bey der Sonne, als die Erde bey ihr iſt. Einer im J. 1770, war 7mal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige ſind ſo weit entfernt, oder ſo klein, daß nur wir Sternſeher und Kalendermacher mit unſern Perſpektiven ſie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht ſehen, weil ſie zu weit entfernt ſind, oder bey Tag am Himmel ſtehen.

Die Cometſterne haben viel ähnliches mit den Planeten und drehen ſich eben ſo wie ſie um die Sonne herum. Aber ſie ſind auch wieder ſehr von den Planeten verſchieden. Sie werden nur ſelten ſichtbar — ſie haben keine ſo feſte und kernhafte Maſſe als die Erde oder andere Planeten — ſie ſind mit einem ſchönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erſtens, ſie erſcheinen viel ſeltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf und untergehen, denn ſie ſind nicht immer ſo nahe bey der Sonne oder bey uns, wie die Planeten. Nein, ſondern ſie ſind rechte Nachtläufer und ſcheuen ſich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind ſich ſcheut. Wenn ſo ein Stern einmal um die Sonne herum iſt, und hat ſich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, ſo zieht er in einer langen langen Linie hinweg und in ſeinen Winter hinaus, weiß niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen iſt, und es fällt ihm ein, ſo kehrt er wieder um, damit er ſich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben ſo viel Zeit zu ſeiner Herreiſe, und ſelten einer, der ihn zum erſtenmal geſehen hat, wartets aus bis er wieder kommt, ſondern legt ſich ſchlafen, und bekümmert ſich nachher nichts mehr darum. Es iſt aufgeſchrieben, daß ein Comet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 geſtanden ſey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwiſchenraum von ungefähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verfloſſen war, ſo

behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es ſey allemal der nämliche geweſen, und er müßte längſtens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geſchehen iſt, und ſo muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erſcheinen. Der Hausfreund wills ſeinem Nachfolger überlaſſen, den geneigten Leſer bis dorthin wieder daran zu erinnern. Eben ſo behauptete einſt ein anderer Gelehrter, der Cometſtern von 1532 und 1661 ſey der nehmliche, und müſſe deshalb im Jahr 1790. wieder kommen, iſt aber doch ausgeblieben.

Sage zweytens, der Cometſtern hat keine ſo feſte Maſſe, wie die Erde, oder ein anderer Planet. Einige ſehen aus, wie ein bloſſer Dunſt, alſo, daß man durch ſie hindurch die andern Sternlein will ſehen können, die hinter ihnen ſtehen. Andere ſind zwar ſchon etwas dichter, haben aber doch das Anſehen, als wenn nicht alles daran recht an einander hienge, ſondern viel leere Zwiſchenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein ſolcher Comet auf ſeiner langen Reiſe, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zulezt die völlige Natur und Eigenſchaft eines Planeten annehmen könne. Unſere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunſtkugel von viel 1000 Meilen im Umfang geweſen ſeyn, hernach ſey ſie immer wäſſeriger worden, dann habe ſich das feſte Land angeſetzt, das Land und das Waſſer habe ſich geſchieden, und ſey zuletzt das draus worden, was jetzt iſt. Aus Reſpekt vor der himmliſchen Allmacht miſcht ſich der Hausfreund nicht in dieſen Streit.

Sage drittens, die Cometſterne ſind mit einem ſchönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Ei-

nige zum Beyſpiel haben rings um ſich blos einen Strahlenſchein, als wenn ſie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangeliſten und Apoſtel ausſehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein ſolcher Stern einen Schweif, ſo hat er allemal das Anſehen eines Dunſtes, der von Strahlen erhellt iſt. Man kann hinter ihm immer die Sterne ſehen, an denen er vorbey zieht, er iſt immer etwas gebogener, wird bald größer bald kleiner, heller und bleicher. Er iſt nie auf der Seite des Cometen, die gegen der Sonne ſteht, ſondern allemal auf der entgegengeſetzten. Sonſt weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es ſey nur der Schein von Sonnenſtrahlen die durch den dunſtigen oder wäſſerigen Cometen hindurch fallen. Der geneigte Leſer beliebe aber vorſichtig zu ſeyn, mit dieſem Geheimniß, denn es wiſſens noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf ſicher darauf rechnen, entweder es entſteht innerhalb Jahresfriſt ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es ſtirbt ein mächtiger Monarch, oder geſchieht ſonſt etwas, woran niemand eine Freude haben kann. Dies iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als wenn der Comet das Unglück herbey zöge, oder deswegen erſchiene, um wie ein Poſtreuter es anzuzeigen. Nein, der Comet weiß nichts von uns. Er kommt wenn ſeine Stunde da iſt. Man kann ihn auf den andern Planeten eben ſo gut ſehen als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unſern Leiden und Freuden, mit unſern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unſern

Luſtgärten und Kirchhöfen, ſind in Gottes Hand. Allein es geſchieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo, dieſſeits oder jenſeits des Meeres, alle Jahre ſo gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein ſchlauer Geſell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße ſtünde und nach den Sternen ſchaute und ſagte: „Ich ſahe kurioſe Sachen da oben, dieſes Jahr ſtirbt jemand im Dorf.“ Der geneigte Leſer darf nur an die lezten 20 Jahre zurück denken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaiſers Leopolds, an das Ende des König Ludwigs des ſechszehnten, an die Ermordung des türkiſchen Kaiſers, an die blutigen Kriege in Deutſchland, in den Niederlanden, in der Schweitz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bey Auſterlitz und Eylau, bey Eßlingen und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehſeuchen, an die Feuersbrünſte in Koppenhagen, Stockholm und Konſtantinopel, an die Zucker- und Caffeetheurung, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Comet, ja ſechs auf einmal am Himmel erſchienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf beſtanden.

So viel von den Cometen. Die Sterne, welche nächſtens ſollen beſchrieben werden, bedeuten insgeſammt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Der ſilberne Löffel.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochſen zu Mittag eſſen, und geht in den rothen Ochſen. Da waren bekannte und unbekannte Menſchen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man ſprach und diſputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bey Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das ſind dem geneigten Leſer bekannte Sachen, denn er erfährt durch den Hausfreund alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Eſſen faſt vorbey war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuſpitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter ſpielte mit dem Meſſer oder mit der Gabel, oder mit dem ſilbernen Löffel. Da ſah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem ſilbernen Löffel ſpielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinſchlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wäre ſtill dazu geweſen, oder hätte großen Lermen angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelſchütz iſt, und was es für ein Verdruß geben kann, und war mausſtill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Officier auch einen ſilbernen Löffel und ſteckte ihn zwiſchen zwey Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zu andern

hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn ſie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Officier ſeine Zeche bezahlte, und der Wirth ſchaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das iſt ein kurioſer Verdienſtorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß ſich im Kampf mit einer Krebsſuppe hervor gethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen ſilbernen Löffel bekommen hat, oder iſts gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Officier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, ſagte er mit ernſthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche iſt theuer genug dazu.“ Der Wirth ſagte: „So etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, ſo will ich euch einen Patent-Löffel ſchenken, aber meinen ſilbernen laßt mir da. Da ſtand der Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achſel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, ſagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, ſo will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelſchütz merkte, daß er verrathen ſey, und daß ein ehrliches Auge auf ſeine unehrliche Hand geſehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernſt, und gab ſeinen Löffel ebenfalls her. Alſo kam der Wirth wieder zu ſeinem Eigenthum und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäſte das ſahen, jagten ſie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus, und der Wirth ſchickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Aſche nach. Den wackern Officier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille

voll Ungarwein auf das Wohlſeyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine ſilbernen Löffel ſtehlen.

Merke: Das Recht findet ſeinen Knecht.

Einträglicher Räthſelhandel.

Von Baſel fuhren eilf Perſonen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, ſich in einen Winkel zu ſetzen, und auch mitzufahren, wenn er ſich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Taſche ſchlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfkreutzerſtück darin; denn das andere war ein meſſingener Knopf. Deſſen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Waſſer wird ſich auch noch etwas erwerben laſſen. Es iſt ja ſchon mancher auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man ſehr geſprächig und luſtig, und der Jude in ſeinem Winkel, und mit ſeinem Zwerchſack an der Achſel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal dieſen Leuten macht und verſündigte ſich daran. Als ſie aber ſchon weit an Hüningen und an der Schuſter-Inſel vorbey waren, und an Märkt und an den Iſteiner Klotz und St. Veit vorbey, wurde einer nach dem andern ſtille und gähnten und ſchauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfieng: Mauſche, fieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müſſen doch auch auf allerley gedacht haben in

der langen Wüſte.“ — Jezt, dachte der Jude, iſt es Zeit das Schäflein zu ſcheeren, und ſchlug vor, man ſollte ſich in der Reihe herum allerley kurioſe Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer ſie nicht beantworten kann, ſoll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerſtück bezahlen, wer ſie gut beantwortet, ſoll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Geſellſchaft recht, und weil ſie ſich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu beluſtigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erſte: Wie viel weichgeſottene Eyer konnte der Rieſe Goliath nüchtern eſſen? — Alle ſagten, das ſey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud ſagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegeſſen hat, ißt das Zweyte nimmer nüchtern. Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Teſtament fragen, ſo ſoll mir dein Zwölfer nicht entgehen. „Warum hat der Apoſtel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geſchrieben? Der Jud ſagte: „Er wird nicht bey ihnen geweſen ſeyn, ſonſt hätt' ers ihnen mündlich ſagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte ſah, daß der Jude in der Bibel ſo gut beſchlagen ſey, fieng ers auf eine andere Art an: Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud ſagte: Der Seiler, wenn er fleißig iſt.

Der Vierte. Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt ſich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht? Der Jud ſagte: Der Bleicher.

Unterdeſſen näherte man ſich einem Dorf, und einer ſagte: das iſt Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat eſſen die Bamlacher am wenigſten?“ Der Jud ſagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage.“

Der Sechste ſagt: „Es ſind zwey leibliche Brüder, und doch iſt nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud ſagte; Der Vetter iſt eures Vaters Bruder. Euer Vater iſt nicht euer Vetter.

Ein Fiſch ſchnellte in die Höhe, ſo fragt der ſiebente: „Welche Fiſche haben die Augen am nächſten beyſammen?“ Der Jud ſagte: Die Kleinſten.

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Baſel reiten, wenn auch die Sonne noch ſo heiß ſcheint?“ Der Jud ſagt: Wo kein Schatten iſt, muß er abſteigen und zu Fuße gehn.

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Baſel nach Bern reitet, und hat die Handſchuhe vergeſſen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud ſagt: Er muß aus der Hand eine Fauſt machen.

Fragt der Zehnte: „Warum ſchlüpfet der Küfer in die Fäſſer?“ Der Jud ſagt: Wenn die Fäſſer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieſer fragte: „Wie können fünf Perſonen fünf Eyer theilen, alſo daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüſſel bleibe?“ Der Jude ſagte: Der Letzte muß die Schüſſel ſammt dem Ey nehmen, dann kann er es darin liegen laſſen, ſo lang er will.

Itzt war die Reihe an ihm ſelber, und nun dachte

er erſt einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und ſpitzbübiſcher Freundlichkeit fragte er: Wie kann man zwey Forellen in drey Pfannen backen, alſo daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege. Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer ſeinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen ſeinen Leſern, von Mayland bis nach Koppenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübſches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er ſollte ihnen für ihr Geld das Räthſel auch auflöſen, wand er ſich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achſel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud,“ ſagte er endlich. Die Andern ſagten: Was ſollen dieſe Präambeln? Heraus mit dem Räthſel! — Nichts für ungut! — war die Antwort, — daß ich gar ein armer Jud bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflöſung nur heraus ſagen ſollte, ſie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Taſche, nahm einen von ſeinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tiſchlein, ſo im Schiffe war, und ſagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier iſt mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten ſie zwar große Augen, und meinten, ſo ſeys nicht gewettet. Weil ſie aber doch das Lachen ſelber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräiſche Reiſegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, ſo ließen ſie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das ſoll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrech-

nen: Wie viel Gulden und Kreutzer hat der Jud aus dem Schiff getragen. Einen Zwölfer und einen meßingenen Knopf hatte er ſchon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit ſeinem eigenen Räthſel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreutzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwerth wurde zu ſeiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat ſchon manchmal gedacht: Wer heut an den Galgen, oder heut zu Tag ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Roß zu ſtehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwerther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und iſt das Roß einem ungeſchickten Dieb in die Hände gefallen, ſo fiel der Dieb einem ungeſchickten Henkersnecht in die Hände. Denn als ihm dieſer das hänfene Halsband hatte angelegt, und ſtieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, ſo zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er ſich noch ein Rößlein ausſuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuſchauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwägen und dachten: Man ſiehts beſſer. Als aber das Volk anfieng, laut zu murren, und der ungeſchickte Henker wußte ſich nicht zu helfen, ſo warf er ſich endlich in der Angſt an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abſchied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge feſt zuſammen gehen, und ihm den Athem tödten ſollte. Da brach der Strick entzwei, und fie-

ken beide miteinander, auf die Erde hinab, als wenn ſie nie wären droben geweſen. Der Miſſethäter lebte noch und ſein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er ſagte: „der Malefikant hat nur Ein Roß geſtohlen, nicht zwey, ſo hat er auch nur Einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateiniſche Buchſtaben und Zahlen geſetzt, wie ſie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler ſah, fuhr ihn ungeberdig an: „Iſt das auch ein Strick geweſen? ſagte er; man hätte euch ſelber dran henken ſollen." Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand geſagt, ſagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen ſoll. Für einen war er ſtark genug, du oder der Roßdieb."

Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten nnd Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern, und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Bettern, wie jener reiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak, wenn er nicht zuträge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, alſo, daß man bei ihm nie

recht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und wo das Nachteſſen anfieng. Nach dem Nachteſſen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war, wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereymer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eyer ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneyen halfen ihn nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, ſondern ſagte: Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der ſei ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, ſondern Mäßigkeit und Bewegung und ſagte: Wart dich will ich bald kurirt haben. Deswegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen ſchlimmen Umſtand, doch wird euch zu helfen ſeyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und ihr müßt

zu mir kommen. Aber fürs erſte ſo dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen, ſonſt ſchüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr eſſen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr eſſet, davon wird nun der Lindwurm größer, alſo daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumeſſen, aber der Schreiner. Dieß iſt mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, ſo hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer ſchreyen. Thut was ihr wollt!" Als der Patient ſo mit ihm reden hörte, ließ er ſich ſogleich den andern Morgen die Stiefel ſalben und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den erſten Tag gieng es ſo langſam, daß wohl eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſeyn, und wer in grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel ſchon lange nimmer ſo lieblich geſungen hätten wie heut, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Feld ſo roth, und alle Leute die ihm begegneten ſahen ſo freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge aus gieng, wars ſchöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte: „Ich hätte zu keiner ungeſchicktern Zeit können geſund werden als jetzt, wo ich zum Doctor ſoll.

Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauſte, oder das Herzwaſſer lief mir.“ Als er zum Doctor kam, nahm ihn der Doctor bei der Hand, und ſagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt. Da ſagte er: Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr ſo geſund ſeid wie ich, ſo ſolls mich freuen. Der Doctor ſagte: „Das hat euch ein guter Geiſt gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm iſt jezt abgeſtanden. Aber ihr habt noch Eyer im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz ſägen, daß niemand ſieht, und nicht mehr eſſen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eyer nicht ausſchlupfen, ſo könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling ſagte: „Herr Doctor, ihr ſeid ein feiner Kautz, und ich verſteh euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fiſch im Waſſer ſo geſund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geſchickt.

Wie der ZundelFrieder und ſein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich ſpielen.

Als der ZundelHeiner und der ZundelFrieder wieder aus dem Thurm kamen, ſprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter beſuchen, ſonſt meint er, wir ſitzen ewig in dem kalten Hundsſtall beym Herr Vater auf der Heerberge. — „Wir wollen ihm einen Streich ſpielen ſagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es ſind.“ Alſo empfieng der Dieter ein Brieflein ohne Unterſchrift:

„Rother Dieter, ſeyd heute Nacht auf eurer Hut, „denn es haben zwei Diebsgeſellen eine Wette gethan: „einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe „weg holen, und ihr ſollt es nicht hindern können.“ Der Dieter ſagte: „Das ſind zwei rechte Spitzbuben „aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch „holen, und der andere macht einen Bericht, damit „ſein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich „nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder „im Zuchthaus ſitzen, ſo wollt ich glauben, ſie ſeyens.“ In der Nacht ſchlichen die Schelme durch das Hanf-Feld heran. Der Heiner ſtellte eine Leiter ans Fenſter, alſo daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und ſteigt hinauf, ſchiebt aber einen ausgeſtopften Strohmann vor ſich her, der ausſah, wie ein Menſch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anſtellen hörte, ſtand er leiſe auf, und ſtellte ſich mit einem dicken Bengel neben das Fenſter, denn das ſind die beſten Piſtolen, ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln ſah, und meinte der ſey es, riß er ſchnell das Fenſter auf, und verſetzte ihm einen Schlag auf den Kopf aus aller Kraft, alſo daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber ſtand unterdeſſen mausſtill hinter einem Pfoſten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal ſtill, ſagte er: Frau, es iſt mir, die Sache ſey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und ſchauen, wie es ausſieht. Indem er zur Hausthüre hinaus geht, ſchleicht der Frieder, der hinter dem Pfoſten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt

wieder, wie in der vorigen Erzählung, als ſie das Säulein ſtahlen, des rothen Dieters Stimme an, und es iſt wieder eben ſo wahr. „Frau, ſagte er mit ängſtlicher Stimme, der Kerl iſt maustodt, und denk nur, es iſt des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geſchwind das Leintuch, ſo will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einſcharren, ſonſt gehts zu böſen Häuſern“. Die Frau erſchrickt, richtet ſich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, ſo kommt der rechte Dieter wieder und ſagt ganz getröſtet: Frau, es iſt nur ein dummer Bubenſtreich geweſen, und der Dieb iſt von Stroh. Als aber die Frau ihn fragte, wo haſt du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuerſack, da giengen dem Dieter erſt die Augen auf, und ſagte: O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt iſts doch der Frieder geweſen und der Heiner, und kein anderer.

Aber auf dem Heimweg ſagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben laſſen. Denn im Zuchthaus iſt doch auch alles ſchlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fenſterlein hinaus auf der Landſtraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht ausſieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Alſo wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner ſagte: Ich gebs noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großſultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein ar-

mer Mann von ſeinen Unterthanen mit ſchmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, ſchlug ehrerbietig und kreuzweiſe die Arme übereinander und ſagte: „Glaubſt du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet ſage?“ Der Sultan, ſo ein gütiger Herr war, ſagte: „Ja ich glaube, was der Prophet ſagt.“ Der arme Mann fuhr fort: „Der Prophet ſagt im Alkoran: Alle Muſelmänner (das heißt, alle Mahomedaner) ſind Brüder. Herr Bruder, ſo ſey ſo gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiſer und dachte: das iſt eine neue Art ein Allmoſen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beſchaut das Geldſtück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende ſchüttelt er den Kopf, und ſagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem ſchäbigen Löwenthaler, ſo du doch mehr Silber und Gold haſt, als 100 Mauleſel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächſtens der Mund ganz zuſammen wachſen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und ſagte: „Herr Bruder, ſei zufrieden, und ſage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unſere Familie iſt groß, und wenn unſere andern Brüder alle auch kommen, und verlangen ihr Erbtheil von mir, ſo wirds nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, gieng zum Beckermeiſter Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brod für ſeine Kinder, der Kaiſer aber begab ſich in die Kirche, und verrichtete ſein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird.

In eine Barbierſtube kommt ein armer Mann mit einem ſtarken ſchwarzen Bart, und ſtatt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meiſter ſoll ſo gut ſeyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder ausſehe wie ein Chriſt. Der Meiſter nimmt das ſchlechteſte Meſſer, wo er hat, denn er dachte: Was ſoll ich ein gutes daran ſtumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Tropfen hackt und ſchabt, und er darf nichts ſagen, weils ihm der Schinder umſonſt thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meiſter ſagt: Was fehlt dem Mopper, daß er ſo winſelt und heult. Der Chriſtoph ſagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieder ſagt: ich weiß auch nicht. Der arme Mann unter dem Meſſer aber ſagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen barbirt, wie ich.“

Der Zirkelſchmidt.

In einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt galt zu ſeiner Zeit ein Geſetz, daß, wer ſich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag ein verarmter Zirkelſchmidt im Vorſtädtlein: Ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittageſſen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich ſchon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und ſeit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bayriſchen Thaler rund oder eckig ſind. Darauf hin läßt er ſich vom Lammwirth ein gutes Eſſen auftragen, und trinkt

viel Wein dazu, alſo, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreutzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelſchmidt ſchon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jaſt bringen. „Das war ein ſchlechtes Eſſen, Herr Lammwirth, ſagte er, für ein ſo ſchönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht ſchon lang ein reicher Mann ſeyd, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, ſo ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm ſchon ein paar mal im Arme gejukt. Als aber der Zirkelſchmidt zuletzt ſagte: „Es ſoll mir eine Warnung ſeyn, denn ich habe mein Lebenlang gehört, daß man in den ſchlechteſten Kneipen, wie euer Haus eine iſt, am theuerſten gehalten wird.“ Da gab ihm der Wirth eine entſetzliche Ohrfeige, die zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und ſagte, er ſoll jetzt ſogleich ſeine Zeche bezahlen, oder ich laſſe euch durch die Knechte bis in die Vorſtadt hinaus prügeln. Der Zirkelſchmidt aber lächelte, und ſagte: „Es iſt nur mein Spaß geweſen, Herr Lammwirth, und euer Mittageſſen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreutzer auf mein Mittageſſen heraus, ſo will ich euch nicht verklagen. Es iſt beſſer wir leben im Frieden mit einander als in Feindſchaft. Hat nicht eure ſelige Frau meiner Schweſter Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! — Zu dieſen Worten machte der Lammwirth ein paar curioſe Augen, denn er war ſonſt ein gar unbeſcholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld ver=

lieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit ſich ſtrafen laſſen, und nur eine Stunde des Thurmhüters Hausmann ſeyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke ſchon mit Eſſen und Trinken abverdient; beſſer, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beſchimpft dazu. Alſo gab er ihm die 2 fl. 45 kr., ſagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf ſagte man, habe es der Zirkelſchmid in andern Wirthshäuſern verſucht, und die Ohrfeigen ſeyen noch ein oder zwei mal al pari geſtanden, wie die Kaufleute ſagen, wenn ein Wechſel-Brief ſo viel gilt, als das baare Geld, wofür er verſchrieben iſt. Drauf ſeyen ſie ſchnell auf 50 Procent herunter geſunken, und am Ende, wie die Aſſignaten in der Revolution ſo unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayriſche Grenze ſo viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni ſeiner Zeit die ſechste Bitte des Vater Unſers mit Andacht gebetet, ſo weiß ichs nicht. Hat er ſie nicht gebetet, ſo kam ein Brieflein von Nanzig am geſchickteſten Tag. In dem Brieflein ſtand geſchrieben. „Nachrichter von Landau! Ihr ſollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtſchwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird

man euch ſagen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutſche zur Reiſe ſtand auch ſchon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das iſt meines Amts,“ und ſetzte ſich in die Kutſche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war ſchon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutſcher hielt ſtille und ſagte: Wir bekommen morgen wieder ſchön Wetter, da ſtanden auf einmal drei ſtarke, bewaffnete Männer an der Straße, die ſetzten ſich auch zu dem Scharfrichter, und verſprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren ſollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden laſſen; und als ſie ihm die Augen zugebunden hatten, ſagten ſie: „Schwager fahr zu.“ Der Schwager fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wiſſen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Morgenglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutſche wieder ſtill. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurſtwecken dazu. Als er ſich mit Speiſe und Trank geſtärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er ſich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit ſchwarzen Tüchern behängt, und auf den Tiſchen brannten Wachskerzen. In der Mitte ſaß auf einem Stuhl eine Perſon mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Geſicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn ſie konnte nicht reden, ſondern nur ſchluchzen. Aber an den Wänden ſtanden mehrere

Herren in ſchwarzen Kleidern und mit ſchwarzem Flor vor den Angeſichtern, alſo daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm ſein Schwerd mit dem Befehl, dieſer Perſon, die auf dem Stühlein ſaß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Waſſer ſtünde bis übers Herz, und ſagte, das ſoll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwerd, das dem Dienſt der Gerechtigkeit gewidmet ſey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Piſtole entgegen, und ſagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut was man euch heißt, ſo ſeht ihr den Kirchthurm von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders ſeyn kann, ſagte er, und ich vergieße unſchuldiges Blut, ſo komme es auf euer Haupt, und ſchlug mit einem Hieb der armen Perſon den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, ſo gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutſche zurück. Die nemlichen Perſonen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutſche ſtille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszuſteigen, und die Binde von den Augen abzulöſen, ſtand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingeſeſſen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutſche aber fuhr eiligs wieder zurück.]

Das iſt dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er ſagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem ſo blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müſſen. Nein, es hat niemand erfahren wer ſie war, und was ſie geſündiget hat, und niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbſt einem Staaren kann es nützlich ſeyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menſchen. — In einem reſpectabeln Dorf, ich will ſagen, in Segringen, es iſt aber nicht dort geſchehen, ſondern hier im Land, und derjenige dem es begegnet iſt, liest es vielleicht in dieſem Augenblick, nicht der Staar, aber der Menſch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm ſein Sprachmeiſter aufgab, ſondern er ahmte zuletzt auch ſelber nach, was er von ſeinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte ſonſt noch allerley Redensarten an ſich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, ſo, la, la; oder: par Compagnie, (das heißt ſo viel als: in Geſellſchaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatſch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaſter auf den Tiſch ſtrich, anſtatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermeſſer am Rücken abzog, anſtatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle dieſe Re-

densarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausſchenkte, ſo gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäſte mit einander ein Geſpräch führten, und der Staar warf auch eins von ſeinen Wörtern drein, das ſich dazu ſchickte, als wenn er den Verſtand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hanſel, was machſt du? antwortete er: du Dolpatſch! und alle Leute in der Nachbarſchaft wußten von dem Hanſel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen waren, und das Fenſter war offen, und das Wetter ſchön, da dachte der Staar: Ich hab jezt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und huſch zum Fenſter hin aus. Weg war er. Sein erſter Flug gieng ins Feld, wo er ſich unter eine Geſellſchaft anderer Vögel miſchte, und als ſie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wiſſen die Gelegenheit hier zu Land beſſer als ich. Aber ſie flogen unglücklicher Weiſe alle miteinander in ein Garn. Der Staar ſagte: Wie Gott will. Als der Vogelſteller kommt, und ſieht was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutſam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderiſchen Finger wieder nach einem Gefangenen ausſtreckte, und denkt an nichts, ſchrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelſteller erſchrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er ſich erholt hatte, konnte er kaum

vor Lachen zu Athem kommen; und als er ſagte: Ey Hanſel, hier hätt ich dich nicht geſucht, wie kommſt du in meine Schlinge? da antwortete der Hanſel: „par Compagnie.“ Alſo brachte der Vogelſteller den Staar ſeinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb ſich damit einen guten Zuſpruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hanſel ſehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader laſſen, geht zum Balbierer von Segringen.

Merke: So etwas paſſirt einem Staaren ſelten. Aber ſchon mancher junge Menſch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

Wie man in den Wald ſchreit, alſo ſchreit es daraus.

Ein Mann, der etwas gleich ſah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus. Alle Gäſte die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen ſah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaſchen von ſeinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das HerzAß durch die Finger ſchob und ſagte: zwey und fünfzig und eilf ſind drei und ſechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich ſah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was ſehet ihr mich an?“ Der Gaſt ſagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?“ Der Fremde ſagte; „das dank euch ein anderer.“

Da ſtand der Gaſt vom Spieltiſch auf und fragte: „für was ſieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde ſagte: „für einen Flegel.“ Darauf ſagte der Gaſt: „das danke dem Herrn auch ein anderer. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angeſehen haben.“ Als aber die andern Gäſte merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Menſch ſtecken könne, ſetzten ſie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher ſeyn.

Die falſche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigſtens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer ſagt.

Einer, der ſich viel auf ſeine Perſon und auf ſeinen Werth, und nicht wenig auf ſeinen Kleiderſtaat einbildete, als er ſich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und ſich mit ſeinen fetten rothen Backen im Spiegel beſchaute, dreht er ſich vom Spiegel um und fragt ſeinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beſchaute: „Nun Thadde, fragte er ihn, wie viel mag ich wohl werth ſeyn, wie ich da ſtehe?“ Der Thadde machte ein Geſicht, als wenn er ein halbes Königreich zu ſchätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgeſtrekten Fingern ſo her, und ſo hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, ſagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer iſt, als ſonſt.“ Da ſagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubſt du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein ſeine fünfhundert Gulden werth iſt?“ Da trat

der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und ſagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeſchlagen, ſonſt hätt ich nicht ſo viel herausgebracht.“

Das letzte Wort.

Zwey Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geſchloſſen. Sie war verſchwenderiſch, und hatte eine Zunge wie ein Schwerdt; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er ſie eine Vergeuderinn, ſo ſchimpfte ſie ihn einen Knicker, und es kam nur auf ihn an, wie oft er ſeinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderinn ſagte, ſagte ſie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fiengen ſie es wieder mit einander an, als ſie ins Bett giengen, und ſollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einſchlafen wollte, kneipte ſie ſich mit den Nägeln in den Arm und ſagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlohr er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, ſo bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerſt trinken, darnach ſpielen, endlich ſaufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf die Kreide. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer ſolchen Taſche darf ſchon ein Loch ſeyn, es fällt nichts heraus. Als

er aber im rothen Rößlein den letzten Rauſch gekauft hatte und konnt ihn nicht bezahlen, und der Wirth ſchrieb ſeinen Namen und ſeine Schuld, ſieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderinn,“ ſagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker,“ ſagte ſie. Da ſtieg es ſchwarz und grimmig in ſeinem Herzen auf, und die zwey böſen Geiſter die in ihm wohnten, nemlich der Zorn und der Rauſch, ſagten zu ihm: „Wirf die Beſtie in die Donau.“ Das ließ er ſich nicht zweymal ſagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergeuderinn, (du Knicker ſagte ſie ihm drauf) ich will dir ſchon zeigen, wo du hingehörſt, und trug ſie in die Donau. Und als ſie ſchon mit dem Mund im Waſſer war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmenſch noch einmal, du Vergeuderinn. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Waſſer empor, und drückte den Nagel des Daumes auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewiſſen Thierlein den Tod anthut, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leſer, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht ſagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, ſondern er gieng heim, und henkte ſich noch in der nemlichen Nacht an den Pfoſten.

Gutes Wort, böſe That.

In einem edelmänniſchen Dorf trifft ein Bauer

den Herrn Schulmeiſter im Felde an. „Iſts noch euer Ernſt, Schulmeiſter, was ihr geſtern den Kindern zergliedert habt: So dich jemand ſchlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?“ Der Herr Schulmeiſter ſagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es ſteht im Evangelium.“ Alſo gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte ſchon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbey und ſein Jäger. „Schau doch nach, Joſeph, was die zwey dort mit einander haben.“ Als der Joſeph kommt, gibt der Schulmeiſter, der ein ſtarker Mann war, dem Bauer auch zwey Ohrfeigen, und ſagte, es ſteht auch geſchrieben: „Mit welcherley Maas ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden. Ein voll gerüttelt und überflüſſig Maaß wird man in euern Schoß geben;“ und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joſeph zu ſeinem Herrn zurück und ſagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; ſie legen einander nur die heilige Schrift aus.“

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht verſteht, am allerwenigſten ſo. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch ſelbige Nacht in den Thurm werfen auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeiſter, der mehr Verſtand und Reſpect vor der Bibel hätte haben ſollen, gab er, als die Winterſchule ein Ende hatte, den Abſchied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hauſe kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit

Schnittlauch darauf gegeſſen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meiſter war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüſſel zum Küchenkäſtlein in der Taſche, und war bey einer Freundin auf Beſuch. Er ſchickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau ſoll heim kommen, oder den Schlüſſel ſchicken. Sie ſagte allemal: „Ich komm gleich, er ſoll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zuſammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verſchloſſene Küchenkäſtlein in das Haus der Freundin wo ſeine Frau zum Beſuch war, und ſagt zu ſeiner Frau: „Frau ſey ſo gut und ſchließ mir das Käſtlein auf, daß ich etwas zum Abendeſſen nehmen kann, ſonſt halt ichs nimmer aus.“ Alſo lachte die Frau, und ſchnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der ſchlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirthshausſitzen bis nach Mitternacht anfieng, ſchloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollt er wohl oder übel, ſo mußte er unter dem Bienenſtand im Garten über Nacht ſeyn. Den andern Tag, was thut er? Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm ſie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er ſie wieder ein, und ſchloß ſie zu, und ſeine Frau hat ihn nimmer ausgeſchloſſen und iſt ins Bett gegangen, ſondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebeſſert.

Der Heiner und der Braſſenheimer Müller.

Eines Tages ſaß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerſt der rothe Dieter und darnach ſein eigener Bruder verlaſſen haben, und wie er jetzt allein iſt. „Nein, dachte er, es iſt bald keinem Menſchen mehr zu trauen, und wenn man meint, es ſey einer noch ſo ehrlich, ſo iſt er ein Spitzbub.“ Unterdeſſen kommen mehrere Gäſte in das Wirthshaus, und trinken Neuen, und wißt ihr auch, ſagte einer, daß der Zundelheiner im Land iſt, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angeſtellt, und der Amtmann und die Schreiber ſtehen auf dem Anſtand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt ſey er verrathen. Ein anderer aber ſagte: „Es iſt wieder einmal ein blinder Lerm. Sitzt nicht der Heiner und ſein Bruder zu Wollenſtein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Braſſenheimer Müller mit rothen Paus-Backen und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen ſitzen, Beſcheid, und hört, daß ſie von dem Zundel-Heiner ſprechen, ſagt er: ich hab ſchon ſo viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht ihn doch auch einmal ſehen. Da ſagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu ſehen bekommt. Es geht die Rede, er ſey wieder im Land.“ Aber der Müller mit ſeinen Pausbacken ſagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Fridſtädter Wald, dann bin ich

auf der Landſtraße, und wenns fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin, was bin ich ſchuldig, und geht fort in den Fridſtädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Menſch. Gebt mir für ein Cäſperlein eure Krücke, ſagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut ſchreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächſten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Alſo gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwey betrunkene Soldaten an ihm vorbei und ſingen das Reuterlied. Wie er in den Fridſtädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Aſt, ſetzt ſich ungefähr ſechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zuſammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf ſtattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der ſchöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, ſagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwey betrunkene Soldaten, ſie werden euch wohl begegnet ſeyn, haben mir all mein Allmoſengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es ſo wenig war, die Krücke auf jenen Baum geſchleudert, und iſt an den Aeſten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Woltet ihr nicht ſo gut ſeyn, und ſie mit eurer Peitſche herabzwicken?“ Der Müller ſagte: „Ja ſie ſind mir begegnet an der

Waldſpitze. Sie haben geſungen: So herzig, wie mein Liſel, iſt halt nichts auf der Welt.“ Weil aber der Müller auf einem ſchmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, ſo ſtieg er von dem Roß ab, um die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und ſchaut hinauf, ſchwingt ſich der Heiner ſchnell wie ein Adler auf den ſtattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Abſatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen, rief er dem Müller zurück, und wenn ihr heim kommt, ſo richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!“ Als er aber eine Viertelſtunde nach Betzeit nach Braſſenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, ſtieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und ſetzte ſeinen Weg zu Fuß fort.

Der falſche Edelſtein.

In einem ſchönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für ſein Geld hinein gehen und luſtig und honett ſeyn darf, da ſaß ein wohlgekleideter Mann, der auch ſein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem koſtbaren Edelſtein, und ſpiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und ſagt: „Herr, ihr habt einen ſchönen Edelſtein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Bruſtſchildlein des Prieſters Aron? Der wohlgekleidete Fremde ſagte ganz kurz und trocken: „Der Stein iſt falſch; wenn er gut wäre, ſteckte er wohl

an einem andern Finger, als an dem meinigen.“ Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieſer Stein nicht ächt ſeyn?“ dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde ſagte ganz unwillig: „Was ſoll ich euch betrügen? Ihr habt es ſchon gehört, der Stein iſt falſch.“ Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei ſaß, ſagte: „ich ſtehe gut für den Iſraeliten, der Stein mag werth ſeyn, was er will.“ Der Fremde ſagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein iſt nicht ächt.“

In dem nemlichen Garten ſaß damals an einem andern Tiſch auch der Hausfreund mit ſeinen Gevatterleuten, und waren auch luſtig und honett für ihr Geld, und einer davon iſt ein Goldſchmidt, der's verſteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Auſterlitz die Naſe verloren hatte, hat er eine ſilberne angeſetzt und mit Fleiſchfarbe angeſtrichen, und die Naſe war gut. Nur einblaſen einen lebendigen Odem in die Naſe, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, ſagte er, ſoll dieſes kein ächter Edelſtein ſeyn? Kann der König Salomon einen ſchönern in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternſeher iſt, ſagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verſchaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, iſt euer Schmuhs.“ Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch sechs Dublonen,“ und zählte ſie auf den Tiſch, funkel nagel neu. Der Fremde ſteckte

den Ring wieder an den Finger, und ſagte jetzt: „Er iſt mir gar nicht feil. Iſt der falſche Edelſtein ſo gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, ſo iſt er mir auch ſo gut,“ und ſteckte die Hand in die Taſche, daß der lüſterne Iſraelit den Stein gar nicht mehr ſehen ſollte. — „Acht Dublonen.“ Nein. — „Zehn Dublonen.“ Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen.“ „Nun denn, ſagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe laſſen, und mit Gewalt wollt betrogen ſeyn. Aber ich ſage es euch vor allen dieſen Herren da, der Stein iſt falſch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring iſt euer“. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das iſt nicht mehr der nemliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieſer Stein iſt zwanzig Kreutzer werth zwiſchen Brüdern. So macht man ſie bei Sanct Blaſien in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falſchen Ring in der Taſche, der völlig wie der gute ausſah, denn er zuerſt am Finger ſpiegelte, und während der Jude mit ihm handelte, und er die Hand in der Taſche hatte, ſtreifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und ſteckte den Finger in den falſchen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein iſt falſch.“

Aber der Fremde ſagte ganz kaltblütig und gelaſſen. „Ich hab ihn euch für falſch verkauft. Dieſe Herren hier ſind Zeugen. Der Ring iſt euer. Hab ich euch ihn angeſchwätzt, oder habt ihr ihn mir abgeſchwätzt?“ Alle Anweſenden mußten geſtehen: „Ja er hat ihm den Stein für falſch verkauft, und geſagt der Ring iſt euer.“ Alſo mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher unterdrückt. —

Das ſchlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen luſtigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Muſikanten wenigſtens 1500 Gulden zu verdienen geben, ſo könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth ſteuren.“ Alſo kam, als die Herren am fröhlichſten waren, ein hübſches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit ſüßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beſchaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen ſchmeichelnden Augen ſchaute, gieng ihm das Herz faſt in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und ſagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwey ſchönen blauen Augen.“ Das war nemlich ſo gemeint: „Weil du ſchöne Fürbitterin für die Armen, zwey ſo ſchöne Augen haſt, ſo geb ich den Ar-

men zwey ſo ſchöne Louisd'or, ſonſt thäts eine auch.“ Das ſchlaue Mädchen aber ſtellte ſich, als wenn es die Sache ganz anders verſtünde. Denn weil er ſagte: „Für deine zwey ſchöne Augen“ — nahm es ganz züchtig die zwey Louisd'or vom Teller weg, ſteckte ſie in die eigene Taſche, und ſagte mit ſchmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! Aber ſeyd ſo gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwey Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und ſagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er ganz entſetzlich ausgelacht, und ſie tranken auf des Mägdleins Geſundheit, und die Muſikanten machten Tuſch.

Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiſer Joſeph war ein weiſer und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wiſſen, wie er einmal der Doktor geweſen iſt, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau ſagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir einen Doktor, ſonſt kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum erſten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien koſtet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langſam der Kaiſer in einer offenen Kutſche an ihm vorbey. Der Knabe hielt ihn wohl für einen rei-

chen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiſer iſt, und dachte: Ich wills verſuchen. „Gnädiger Herr, ſagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden ſchenken, ſeyd ſo barmherzig!“ Der Kaiſer dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, ſo brauch ich nicht ſechzigmal um den Kreutzer zu betteln.“ „Thuts ein Cäſperlein oder zwey Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiſer. Das Büblein ſagte! „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt ſey. Alſo gab ihm der Kaiſer den Gulden, und ließ ſich genau von ihm beſchreiben wie ſeine Mutter heißt, und wo ſie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor ſpringt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle ſie doch nicht verlaſſen, fährt der Kaiſer zu ihrer Wohnung und verhüllt ſich ein wenig in ſeinen Mantel, alſo daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum anſah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und ſah recht leer und betrübt darinn aus, meint ſie, es iſt der Doktor, und erzählt ihm ihren Umſtand, und wie ſie noch ſo arm dabey ſey, und ſich nicht pflegen könne. Der Kaiſer ſagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verſchreiben“ und ſie ſagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug iſt. Alſo ſchrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke ſie es ſchicken müſſe, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tiſch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte ſich nicht wenig, als ſie hörte, er ſey auch der Doktor, und entſchuldigte ſich, es ſey ſchon ſo einer da geweſen und hab ihr etwas verordnet, und

ſie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und ſehen wollte, wer bei ihr geweſen ſey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erſtaunte er auch nicht wenig, und ſagte zu ihr! „Frau, ſagte er, ihr ſeyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran ſteht: Joſeph, wenn ihr ihn kennt. Ein ſolches Magenpflaſter und Herzſalbe und Augentroſt hätt ich euch nicht verſchreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts ſagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anſtand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzney und durch die gute Pflege, die ſie ſich jetzt verſchaffen konnte, ſtand ſie in wenig Tagen wieder auf geſunden Beinen. Alſo hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiſer die arme, und ſie lebt noch und hat ſich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachſucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und warens in der erſten Viertelſtunde ſo gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind gieng, exercirten ſie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem ſeine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, ſagte: „Wart Amtmann, ich will dirs einträn-

ken.“ Ein paar Tage darauf reitet die öſtreichiſche Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da ſagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, ſo groß wie ein Taubeney.“ So zieht der andere vor dem Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Weſten gieng, drehten ſich und machten Front. Indem ſchleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch ſchlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und ſagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab ſie alle ins Waſſer geworfen.“ Der Dragoner ſagte: „Was haſt du ins Waſſer geworfen?“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzoſen. Wenn Oeſtreicher ins Land kommen, ſagte der Burſche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins franzöſiſche Lager Dießmal hatte ich drey Briefe, einen an den Dürrmeier.“ Alſo holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er gieng und ſtand, und mußte in den Pantoffeln zwiſchen den Pferden im Koth mitlaufen, und ſpritzte die Roſſe nicht ſehr, aber die Roſſe ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war ſo unſchuldig, als der römiſche Kaiſer ſelbſt, hätte ſich für die öſtreichiſchen Waffen lebendig die Haut abziehen laſſen, hatte ſechs Kinder, eins ſchöner als das andere, und eine ſchwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerinn zugedacht hatte, als ſie ſagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt

wurde, und die Hohenzollerer Küraſſiere und Kaiſer Dragoner und Erdödi Huſaren ſahen ihn vorbey führen, ſagte einer von der Patrouille ſeinem Kameraden vom Pferd herab: „Es iſt ein Spion.“ Der Kamerad ſagte: „Strick iſt ſein Lohn.“ Und der Officier, an den ſie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und beſtellte ſpottweiſe ſchon bei ihm einen Gruß an den Schwarzen und ſeine Großmutter. Dem Hausfreund iſts aber bey dieſer Geſchichte nicht halb ſo angſt, als dem geneigten Leſer, denn ohne ſeinen Willen kann der Amtmann nicht ſterben, ſondern als er vor das Verhör geführt wurde, ſchaute ihn der Hauptm. Auditor mit Verwunderung und Bedauren an, und ſagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drey Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautſtande vor den Franzoſen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als ſie euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, ſammt den Gumbiſt-Aepfeln.“ Der Amtmann ſagte: „Gott erkennts, und ich bin ſo unſchuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, ſo doch von Lindenholz iſt, und ihr Lebenlang noch keinen Buchſtaben geſchrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angeſehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten ſeine Rechtſchaffenheit und Treue und was er ſchon für Drangſalirung von den Franzoſen habe ausſtehen müſſen, und wie auf ſeine Anordnung der letzte Sieg der Oeſtreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er ſelber habe keinen Rauſch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drey Tage lang

in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garniſon lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautſtande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Alſo ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein Paar verfängliche Fragen an ihn, ſagte ihm aber nicht, daß ſie verfänglich ſind. Deswegen war der Burſche, ſo ſehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüſten eingeſogen hatte, mit ſeinem Ja und Nein ſo unvorſichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles geſtand. Alſo bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profos, und begleitete freywillig, die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bey dem General Feldmarſchall zu Nacht, und den andern Tag bey ſeiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freuden-Trunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit ſtatuirt hat.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweitz.

Hat jede Gegend ihr Liebes ſo hat ſie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt was an andern Orten geſchieht, findet wohl Urſache, zufrieden zu ſeyn mit ſeiner Heimath. Hat z. B. die Schweitz viel Herdenreiche Alpen, Käſe und Butter und Freiheit ſo hat ſie auch Lavinen. Der 12te December des Jahrs 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieſes Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Menſch wohl täglich Urſache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen.“

Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer friſch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer ſich und ſeine Wohnung für ſicher hielt, ſchwebte in Betrübniß und Angſt für die Armen, die es treffen wird, und wer ſich nicht für ſicher hielt, ſagte zu ſeinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete ſich zu einem ſeligen Ende. Da rißen ſich auf einmal und an allen Orten von den Fürſten der höchſten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, ſtürzten mit entſetzlichem Toſen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, ſchoßen immer ſchneller, toſeten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor ſich und ſo durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zuſammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen ſich in den Thälern niederſtürzten, da wurden Stunden lange Strecken, mit allen Wohngebäuden die darauf ſtanden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerſchmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauſeten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anſtoßt, und dachte: „Ich will den Zwiſchenraum zwiſchen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, ſo fahrt ſie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ — und als er ſagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der plötzliche Windbrauß, der vor der Lavi-

ne hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn ſchwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem entſetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermeßliche Tiefe hinab zu ſtürzen, und wäre ſeines Gebeins nimmer gefunden worden, da ſtreifte die Lavine an ihm vorbey und warf ihn ſeitwärts an eine Halde. Er ſagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er ſich feſt hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu ſeinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Beſen weggewiſcht war. Da konnte man wohl auch ſagen: „Der Herr hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu ſeinem Boten, und die Lavinen, daß ſie ſeine Befehle ausrichten.“

Anders ergieng es im Sturnen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendſegen ſagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieſer Nacht in Gefahr ſind.“ Und während ſie beteten, donnerte ſchon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während ſie noch beteten, ſtürzte plötzlich der Stall und das Haus zuſammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgeſetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenſchlicher Anſtrengung ſich hervorgegraben, und die Stätte ſeiner Wohnung wieder erreicht hatte, und ſehen wollte was aus den Seinigen geworden ſey, barmherziger Himmel! da

war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängſtlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme ſeines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er ſie glücklich und unbeſchädiget hervor gegraben hatte, da hörten ſie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floſſen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgeriſſen, und unten in der Tiefe vom Schnee verſchüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine, ebenfalls dahin-geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub ſie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antliz. Als die Mutter halb nackt umher ſchaute, kannte ſie die Gegend nicht mehr, in der ſie war. Ihr Retter ſelbſt war unmächtig niedergeſunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entſetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da ſagte die Mutter: „Kinder, hier iſt keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlaſſen.“ Und als ſie beteten ſank die ſiebenjährige Tochter ſterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zuſprach, und

ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen ſie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14 tägige Kindbetterinn, und ſie ſank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schweſter aus, bis ſie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' ſie auf eigene Rettung bedacht war, mit ſtummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete ſich mit unſäglicher Mühe und Gefahr erſt zu einem Baum, dann zu einem Felſen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo ſie zum Fenſter hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauſes erhalten wurde.

Kurz in allen Berg-Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubündten, ſind in Einer Nacht, und faſt in der nemlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerſchmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felſen hinab aufgeſchürft und weggeführt, und ganze Wälder zerſtört, worden, alſo daß ſie ins Thal geſtürzt ſind, oder die Bäume lagen übereinander zerſchmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelſchlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri faſt mit Einem Schlag 11 Perſonen unter dem Schnee begraben worden, und ſind nimmer auferſtanden, gegen 30 Häuſer, und mehr als 150 Heuſtälle zerſtört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie viel mal hundert tauſend Gulden ſoll man den Schaden berechnen, ohne die verlohrnen Menſchen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder

frommen Gemahls oder Kindes iſt nicht mit Gold zu ſchätzen.

Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Metzger-Hund iſt an das Tages-Licht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen ſich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, ſagen, in der Schwanen kommen wir wieder zuſammen. Sind nimmer zuſammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, ſo zwar eine Waſche in der Küche hatte, geht auch mit, ſo lauft das Kind für ſich ſelber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Bruſttuch hervorſchaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, ſchlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geſchwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an Ellenbogen: „Sieh, wer zuſchaut!“ Wie ſie umblickt, ſieht ſie das Kind. So gehn ſie mit einander im Schrecken und Wahnſinn ins Haus zurück und ſchließen die Thüre zu, als wenn ſie im Feld wären. Da ſagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein hölliſches Drachenherz im Buſen hatte: „Kind,“ ſagte ſie, „wie ſiehſt du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waſchen.“ In der Küche ſteckt ſie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu todt. Jetzt meint ſie ſey alles geſchweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metz-

gers, der noch eine zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geſchwind in den Backofen geſteckt wurde, die Spur ſeines Herrn wieder auf, ſchnauft an der Stallthüre, ſcharrt an der Hausthüre und merkt, hier ſey etwas ungerades vorgefallen. Plötzlich ſpringt er ins Dorf zurück und ſucht den Kameraden. Kurz der Hund winſelt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Alſo begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas erſchreckliches vorgefallen ſey. Alſo winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei giengen. Als aber die Mordleute inwendig das Winſeln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenſter hinaus entſpringen, die Frau hielt ihn am Rock und ſagte: „Bleib da!“ Der Mann ſagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehſt du nicht die erſchreckliche Geſtalt vor dem Fenſter, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?“ Unterdeſſen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Miſſethäter wurden handfeſt gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden ſie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben ſagen jetzt: „Das Fleiſch ſchmeckt gut.“

Fortgeſezte Betrachtung des Weltgebäudes.

Die Fixſterne.

Der Hausfreund ſieht jezt im Geiſte zu, wie der verſtändige und wohlgezogene Leſer geſchwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er beſſer verſtehen kann, was nunmehro von den Fixſternen will geſagt werden, und wie er jezt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixſterne zu zählen gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Naroki, an, der jezt 120 Jahre alt iſt, bis zum Büblein das in die Schule geht. Denn wenn nur unſer einer (der Hausfreund will ſich für diesmal auch dazu zählen) in einer ſchönen Sommer oder Winternacht im Freyen ſteht, oder durch das Fenſter hinausſchaut, welch eine unzählbare Menge himmliſcher Lichter groß und klein ſtrahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders als wenn man ein paar Stunden nach Sonnen-Untergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häuſern und aus allen Fenſtern ſchimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch ſchön iſt. Das Auge kann ſich nicht genug erſehen an ſolchem himmliſchen Schauſpiel, und weiß nicht welchen Stern es zuerſt und am längſten betrachten ſoll, und es iſt, als wenn jeder ſagte: „Schau mich an!“ Unterdeſſen bewegen ſie ſich alle am Himmel fort, einige gehen ſchon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh ſchon die Mor-

genluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeſchrey durch die Nacht zieht, gehn immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle ſichtbaren Sterne des Himmels auf einmal ſehen, nicht einmal die Hälfte, denn es iſt ausgemacht, daß ſie den Tag hindurch eben ſo wie bey Nacht ihren ſtillen Lauf am Himmel fortſetzen, nur daß wir ſie nicht wegen der Tageshelle ſehen können. Denn wer bey Nacht unter freyem Himmel iſt, ich will ſagen ein Nachtwächter, ein Feldſchütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig acht, der wird finden, Abends wenn es dunkel wird, ſind ganz andere Sterne am Himmel als früh, ehe es aufhörte dunkel zu ſeyn. Wo ſind dieſe hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie ſind den Tag hindurch untergegangen und auf. Alſo können wir in der ſchönſten reinſten Sternennacht kaum die Hälfte ſehen, und ſind doch ſo viel, und wenn wir ſie geſchwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nemlichen da, ſondern andere; deswegen heißt es mit Recht: So jemand die Sterne des Himmels zählen kann, ſo wird er auch deine Nachkommen zählen, nemlich die Juden.

Damit nun wir Sternſeher (der Hausfreund gehört jezt nimmer zu unſer einem) damit wir die Anzahl der Sterne beſſer in Ordnung halten können, ſo haben wir gewiſſen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zuſammen eine Figur vorſtellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Creutz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald ausſieht wie ein Wolf oder ein

Krebs, oder ſo, und nennen ſie Sternbilder, z. E. die 12 himmliſchen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbild ſtehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte, oder zu ſpät käme, ſo wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leſer ſelber kennt ja einige dieſer Sternbilder, den Jakobsſtab, den Heerwagen, die Gluckhenne, oder das Siebengeſtirn, und ſollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das iſt alles noch nichts, ſondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht ſehen, als die wir ſehen. Wo zwiſchen zwey oder dreyen dem bloßen Auge alles öde und leer zu ſeyn ſcheint; ſchaut ihr durch ein rechtſchaffenes Perſpektiv, ſo funkeln euch noch mehr als 20 neue himmliſche Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchſtraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet. Sie gleicht einem ewigen Nebelſtreif, den eine ſchwache Helle durchſchimmert. Aber durch die Gläſer der Sternſeher betrachtet, löſet ſich dieſer ganze herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenſter hinaus an den Berg ſchaut, und nur grüne Farbe ſieht, aber ſchon durch ein gemeines Perſpektiv erblickt man Baum an Baum, und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es iſt glaublich, daß wenn ein Sternſeher auf den lezten oberſten Stern ſich hinaufſchwingen könnte, der von hier aus noch zu ſehen iſt, ſo würde er noch nicht am Ende ſeyn, ſondern ein neuer Wunderhim-

mel voll Sternen und Milchſtraßen würde ſich vor ſeinen Augen aufthun, bis ins unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch ſagen will, ſie gehen auf und unter, ſo gehen ſie doch nicht alle auf und unter, ſondern wenn man ſich gegen Norden ſtellt, wo der Winter und die Ruſſen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufſchaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort ſteht ein Stern, der ſich nicht ſonderlich bewegt und der Angelſtern oder Polarſtern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf dieſen ſchauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den 12 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen ſich um ihn herum. Die nähern drehen ſich in kleinern Kreiſen um ihn herum, alſo, daß ſie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen, Sommer und Winter die ganze Nacht ſehen, bald über bald unter dem Angelſtern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreiſen müſſen ſchon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern Seite wieder hinauf. Alſo kann man z. B. das Siebengeſtirn nicht immer ſehen. Wenn es unten iſt, kann man es nicht ſehen. Stellt man ſich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelſtern gegenüber, eben ſo tief unter uns, als dieſer über uns, ſteht wieder ſo ein Angelſtern, der ſich gar nicht bewegt. Auf den ſchauen die Sterne, die jenſeits des Thierkreiſes ſtehen, und bewegen ſich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreiſen, je näher ſie ihm kommen, ganz ſo, wie hier zu Land.

Allein das alles iſt im Grunde doch nur Schein.

In der That ſelbſt aber iſt es, wie hier folgt. Die Erde hängt rings um zwiſchen lauter himmliſchen Sternen ohne Zahl und ohne Ende, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn ſich der geneigte Leſer noch erinnern wollte an alles was über die Axe der Erde, über ihr Umdrehen derſelben und über ihre Pole früher geſagt worden iſt. Denn der eine Pol der Erde, unſerm, dem wir am nächſten ſind, ſchaut gegen den obern Polarſtern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr der andere Pol der Erde ſchaut gegen den andern Polarſtern am Himmel, den wir hie zu Land und auf unſern Bergen nie ſehen, gegen den untern, und die Axe, oder Spindel, welche gleichſam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn ſie durchgienge, und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, ſo würde ſie ſich in die zwey Polarſterne am Himmel hineinbohren, und ſich in ihnen ſammt der Erde gleichſam als in ihrem Gewinde umdrehen, und ſo dreht ſich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarſterne ſchauen. Daraus folgt, wie wir meynen die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, ſo meynen wir, alle Sterne gehn auch in größern und kleinern Cirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um ſich ſelbſt, und kommt ſo an den Sternen vorbey, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt ſo viel nicht an. Aber der geneigte Leſer glaubts nicht. Ich weiß es ſchon.

Seltſame Eheſcheidung.

Ein junger Schweitzer aus Ballſtall kam in ſpaniſche Dienſte, hielt ſich gut, und erwarb ſich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübſche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit ſeinen guten Tagen ein Ende. Denn in den ſpaniſchen Haushaltungen iſt die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann iſt die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverey und Drangſalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweitz, und die goldenen Berge darinn, er meynte die Schneeberge im Sonnenglaſt jenſeits der Clus, und wie man luſtig nach Einſiedeln wallfahrten könne, und ſchön beten in Saſſeln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim beſize, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wäſſerte endlich der Spanierin der Mund nach dem ſchönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in ſeine goldene Heimath. Alſo zogen ſie miteinander über das große Pyrenäiſche Gebirg bis an den Gränzſtein, der das Reich Hiſpania von Frankreich ſcheidet; ſie mit dem Geld auf einem Eſel, er nebenher zu Fuß. Als ſie aber vorüber an dem Gränzſtein waren, ſagte er: Frau, wenns dir recht iſt, bis hieher haben wirs ſpaniſch mit einander getrieben, von jezt an treiben wir's deutſch. Biſt du von Madrit

bis an den Markſtein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, ſo reit ich jezt von hier weg bis gen Ballſtall, Canton Solothurn, und das Fußgehen iſt an dir. Als ſie darüber ſich ungeberdig ſtellte, und ſchimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte: „Frau das verſtehſt du noch nicht, ſagte er, und ich nehme dirs nicht übel,“ ſondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballſtaller Ehe- und Männerrecht vor, und als ſie alles wohl verſtanden hatte, fragte er ſie: Willſt du jezt mit welſche Hexe und gut thun, oder willſt du wieder hin wo du hergekommen biſt? Da ſagte ſie ſchluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebſte. Alſo theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten ſich von einander an dieſem Gränzſtein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in ſeine Heimath. Deinen Landsmann, ſagte er, auf dem du hergeritten biſt, kannſt du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hiſpania machens die Weiber zu arg, aber in Ballſtall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann ſoll ſeine Frau nie ſchlagen, ſonſt verunehrt er ſich ſelber. Denn ihr ſeyd Ein Leib.

Der liſtige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im lezten Krieg:

Wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieſer bö'en Zeit? Die Kaiſerin Maria Thereſia iſt mir noch ſo lieb, tröſt ſie Gott, und der Kai'er Joſeph, tröſt ihn Gott, und der Kaiſer Franz, Gott ſchenk ihm Leben und Geſundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrſchaften noch ſo gut verborgen und geflüchtet, ſo riecht ſie der Feind, ſobald er die Naſe ins Dorf ſtreckt, und führt ſie in die Gefangenſchaft ins Lothringen oder in die Champagne; daß einem armen Unterthanen das Herz dabey bluten möchte vor Patriotismus. Jezt weiß ich, ſagt er, wie ichs anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengeſtirn verrathet mich nicht, ſagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwiſchen die Gelveieleinſtöcke und die ſpaniſchen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwiſchen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die ſchönen Blumenſtöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einſtampft. Am Montag drauf ſtreiften ſchon die Chaſſeurs im ganzen Revier, und am Donnerſtag kam eine Parthie ins Dorf friſch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbögen zu unſerm Bauern: und „Geld her Buur, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bet' dein leztes Vaterunſer.“ Der Bauer ſagte, ſie möchten nehmen, was ſie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es ſey geſtern und vorgeſtern ſchon alles in die Rapuſe gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, ſagt er, ihr ſeyd die rechten. Als ſie nichts fanden auſſer ein paar Kupfer-

kreuzer und einen vergoldeten Sechſer mit dem Bildniß der Kaiſerin Maria Thereſia und ein Ringlein dran zum Anhängen, Buur, ſagte der Sundgauer, du haſt dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht haſt, oder du gehſt ohne dein leztes Vaterunſer aus der Welt. Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, ſagte der Bauer, ſo ſauer mich der Gang ankommt, ſondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen iſt. Der Herr Feind iſt ſchon geſtern und vorgeſtern da geweſen, und habens gefunden und alles geholt. Die Chaſſeure nahmen den Augenſchein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, ſondern jeder ſchaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten ſie nur die ſchönen Gelveieleinſtöcke und den Goldlack nicht ſo verderbt, ſagte der Bauer, und ſo hintergieng er dieſe und alle, die noch nachkamen, und hat auf dieſe Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kayſer Franz, den Kaiſer Joſeph, die Kaiſerin Maria Thereſia, und den allerhöchſtſeligen Herrn Leopold den erſten, gerettet, und glücklich im Land behalten.'

Etwas aus der Türkey.

In der Türkey iſt Juſtiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reiſe von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet ſein Pferd, ſo mit koſtbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an

einen Baum, legt ſich ſelber unter das Obdach des Baums, und ſchläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er gut geſchlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nemlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe ſich aufhielt und klagte vor ſeinem Richterſtuhl ſeine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bey dem Wachthaus, warum biſt du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, ſo wäreſt du ſicher geweſen. Es iſt deines Leichtſinns Schuld.“ Da ſagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten ſollen, unter freyem Himmel zu ſchlafen in einem Lande wo du regierſt?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkiſchen Schnaps, ſagte er zu dem Kaufmannsdiener, und ſchlafe noch einmal unter dem Baum.“ So geſagt, ſo gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er auch gut geſchlafen, denn das Rößlein ſtand mit allen Koſtbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein todter Menſch, der Dieb, und ſah das Morgenroth nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchſchauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten der drin ſtand,

war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Alſo erſuchte er nach der Ablöſung den Unterofficier, obs nicht beſſer wäre, wenn man dieſe Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unterofficier ſtrich den Bart und ſagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer iſts ein Camiſol. Alſo ſtreckte der Rekrut, als er wieder auf den Poſten kam, die Hände hindurch, und ſagte, jezt ſey er erſt gern Militär, weil er ſehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes ſorge.

Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will ſo früh den Zuchtmeiſter nicht wecken,“ und als ſchon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeſchrieen an ein Städtlein an der Gränze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er ſey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polniſch?“ fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das iſt,“ ſagte der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Officier oder Wachtmeiſter am Thor ſey?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht expliciren könne. Der Thorwäch-

ter kam zwar, entſchuldigte ſich aber zum voraus, viel polniſch verſtehe er auch nicht. „Es geht hie zu Land nicht ſtark ab, ſagte er, und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich jemand ſeyn, der capabel wäre, es zu dollmetſchen.“ „Wenn ich das wüßte,“ ſagte der Frieder, und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „ſo wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter ſagte: „Es wäre unter dieſen Umſtänden faſt am beſten, wenn ihr gerade durchpaſſirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel iſt ja nicht groß,“ und war froh, daß er ſeiner los ward. Alſo kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er ſich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die ſich auf der Gaſſe verſpätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänſe,“ ſagte er, „iſt keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend iſt, ins Haus oder unter gute Aufſicht.“ Und ſo packte er ſie mit ſicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als ſich inwendig der Söldner rührte, ſchrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Alſo kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

Die leichteſte Todesſtrafe.

Man hat gemeynt, die Güllotine ſey's. Aber nein! Ein Mann, der ſonſt ſeinem Vaterland viele Dienſte geleiſtet hatte, und bey dem Fürſten wohl angeſchrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenſchaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten, nicht beten. Weil er aber ſonſt bey dem Fürſten wohl angeſchrieben war, ließ ihm derſelbe die Wahl, wie er am liebſten ſterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die ſollte ihm werden. Alſo kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsſchreiber, „der Herzog will euch eine Gnade erweiſen. Wenn ihr wollt gerädert ſeyn, will er euch rädern laſſen; wenn ihr wollt gehenkt ſeyn, will er euch henken laſſen, es hängen zwar ſchon zwey am Galgen, aber bekanntlich iſt er dreiſchläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver eſſen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, ſagt der Herzog, die ſoll euch werden. Aber ſterben müßt ihr, das werdet ihr wiſſen.“ Da ſagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch ſterben muß, das Rädern iſt ein biegſamer Tod, und das Henken, wenn beſonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr verſtehts doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersſchwäche ſey der ſanfteſte, und den will ich denn auch wählen, weil mir der Herzog die Wahl läßt, und keinen andern,“ und dabey blieb er, und ließ ſichs nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben laſſen, bis er an Altersſchwäche ſelber ſtarb. Denn der Herzog ſagte: Ich habe mein Wort gegeben, ſo will ichs auch nicht brechen.

Dies Stücklein iſt von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn ſie ihn retten kann.

Nützliche Lehren.

1.

Ende gut, alles gut. Iſt nicht ſo zu verſtehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hauſe zu bleiben haſt, ſo führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31ſten December werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich ſeyn können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, ſo werden ſie ungezogen, trotzig, ſagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denkens auch. Für dieſe iſt das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob ſie gut oder bös ſind, kann erſt das Ende lehren. Z. B. du biſt krank, möchteſt gern eſſen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gaſſe gießen, was du trinken mußt, aber du wirſt geſund — oder du biſt in der Lehre, und meynſt manchmal, der Lehrherr ſey wunderlich, aber du wirſt durch ſeine Wunderlichkeit ein geſchickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du biſt im Zuchthaus, der Zuchtmeiſter könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirſt durch Waſſer und Brod nicht nur geſättigt, ſondern auch gebeſſert. Dann lehrt das gute Ende: daß alles gut war.

2.

Gott grüßt manchen der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, ſo bietet er dir: Gu-

ten Morgen. Wenn ſich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer ſchlieſſet: gute Nacht. Wenn du mit geſunden Appetit dich zur Mahlzeit ſetzeſt, ſagt er: wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckſt, ſo ſagt er, Nimm dich in Acht junges Kind, oder altes Kind und kehre lieber wieder um. Wenn du am ſchönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengeſang ſpatzieren gehſt, und es iſt dir wohl, ſagt er: Sey willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkſt an nichts und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkſt, ich will doch anders werden, als ich bin, ſo ſagt er: Merkſt du wer bei dir iſt? Oder du gehſt an einem offnen Grab vorbey, und es ſchauert dich, ſo denkt er juſt nicht daran, daß du lutheriſch oder reformirt biſt, und ſagt: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! Alſo grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie ſie. Merke: Nein! Sondern erſtlich, du ſollſt dich nicht unter die Wölfe miſchen, ſondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannſt, ſo ſollſt du ſagen: Ich bin ein Menſch und kein Wolf. Ich kann nicht ſo ſchön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meynſt, es ſey nimmer anders von ihnen loszukommen, ſo will der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du ſollſt nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe freſſen. Sonſt

kommt zuletzt der Jäger, und du wirſt mit ihnen ge-
ſchoſſen.

Die Fixſterne.

Forſetzung.

Was bisher über die Fixſterne geſagt worden iſt, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge geſehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verſtandes ſieht mehr als das Auge des Leibes.

Erſtlich die Fixſterne ſind ſo weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich iſt, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächſte Fixſtern bei uns iſt ohne Zweifel der Sirius oder Hundsſtern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man ſchließt es aus ſeiner Größe und aus ſeinem wunderſchönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen herausſtrahlt. Deſſen ungeachtet muß er doch zum allerwenigſten 27,664 mal weiter von uns entfernt ſeyn, als die Sonne, denn wenn er näher wäre, ſo könnte mans wiſſen, und eine Kanonenkugel im Sirius abgeſchoſſen, müßte mit gleicher Geſchwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe ſie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr ſagen. Aber dies ſoll genug ſeyn, ſonſt glaubts der geneigte Leſer nicht. Eben ſo weit als der Sirius von der Erde entfernt iſt, eben ſo weit ungefähr iſt er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmts hier gar nicht an.

Zweytens der Sirius, der aus einer ſo unermeßlichen Weite doch noch ſo groß ausſieht, und ſo ein ſtrahlendes Licht zu uns herab wirft, muß in ſei-

ner Heimath wenigſtens eben ſo groß, nein er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich ſelber eine glorreiche ſtrahlende Sonne ſeyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Urſache, für gewiß zu glauben, der Sirius ſei daheim eine Sonne, ſo haben wir Urſache zu glauben, jeder andere Fixſtern ſey auch eine Sonne. Denn wenn ſie uns auch noch ſo viel kleiner erſcheinen, ſo ſind ſie nur noch ſo viel weiter von uns entfert. Aber alle ſtrahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten ſie's ſonſt her?

Drittens die Entfernung unſerer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maaßſtab, wie weit eine himmliſche Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt ſey. Denn wenn zwiſchen unſerer Sonne und der Sirius Sonne ein Zwiſchenraum iſt, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könnte, ſo kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben ſo weit jede von der nächſten entfernt ſey, bis zur oberſtern Milchſtraße hinauf, wo ſie ſo klein ſcheinen und ſo nahe beyeinander, daß uns ein paar hundert von ihnen zuſammen kaum ausſehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badiſchen Sechskreutzerſtück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verſtand dazu, daß er einem ſtill ſtehe.

Wenn man nun

viertens das alles bedenkt, ſo will es nicht ſcheinen, daß alle dieſe zahlloſen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht ſehen kann, nur wegen uns erſchaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Leſers Geld etwas darüber

ſchreiben könnte. Wie wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreiſe über Nacht iſt, und ſieht zum erſtenmal durch das Fenſterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über 20 Häuſer hinaus, ſieht man noch viel ſolche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafſtüblein auch eins ſchimmert. Geneigter Pilger, dieſe Lichter ſind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafſtüblein luſtig ausſehe, ſondern jedes dieſer Lichter erleuchtet eine Stube, und es ſitzen Leute dabey und leſen die Zeitung, oder den Abendſegen, oder ſie ſpinnen und ſtricken, oder ſpielen Trumpfaus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweiſe wollen verſtändige Leute glauben, wo in einer ſolchen Entfernung von uns, in einer ſolchen Entfernung von einander ſo unzählige prachtvolle Sonnenſtrahlen, da müſſen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derſelben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unſere Planeten von unſerer Sonne, und es müſſen darauf lebendige und vernünftige Geſchöpfe wohnen, wie auf unſerer Erde, die ſich des himmliſchen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn ſie etwa bey Nacht in den glanzvollen Himmel herausſchauen, wer weiß, ſo erblicken ſie auch unſere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unſere Erde ſehen ſie nicht, und wiſſen nichts davon, daß in Oeſtreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bey Siliſtria gewonnen haben. Sie ſehen nicht die Schönheit unſerer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Baumen und Hecken hängt und wir ſehen die Schönheit ihres himmliſchen Frühlings

nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geiſt, der alle dieſe Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, ſieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schoos, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorſehung hineinſchaute, und jeder Stern verwandelt ſich in ein Sprüchlein. Der erſte ſagt: Deine Jahre währen für und für, du haſt vorhin die Erde gegründet und die Himmel ſind deiner Hände Werk. Der zweyte ſagt: Bin ich nicht ein Gott der nahe iſt, ſpricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne ſey? Meyneſt du, daß ſich jemand ſo heimlich verbergen könne? Der Dritte ſagt: Herr du erforſcheſt mich und kenneſt mich, und ſieheſt alle meine Wege. Der vierte ſagt: Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und Adams Kind, daß du dich ſein annimmſt? Der fünfte ſagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen: ſpricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geſchrieben, unten am Ende: Die Sterne die zum Beſchluß ſollen erklärt werden, bedeuten insgeſammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geſchrieben hat.

Die Bekehrung.

Zwey Brüder im Weſtphälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutheriſch blieb, und der ältere katholiſch wurde. Als der jüngere lutheriſch blieb und der ältere katholiſch wurde, thaten ſie ſich alles Herzeleid an. Zulezt ſchickte der Vater den katholiſchen als Ladendiener in die Fremde. Erſt nach einigen Jahren ſchrieb er zum erſtenmal an ſeinen Bruder. „Bruder," ſchrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nemlichen Himmel kommen ſollen, vielleicht in gar keinen. Kannſt du mich wieder lutheriſch machen, wohl und gut, kann ich dich katholiſch machen, deſto beſſer." Alſo beſchied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geſchäft durchreiſte. „Dort wollen wirs ausmachen." In den erſten Tagen kamen ſie nicht weit miteinander. Schalt der lutheriſche: „der Pabſt iſt der Antichriſt," ſchalt der katholiſche: „Luther iſt der Widerchriſt." Berief ſich der katholiſche auf den heiligen Auguſtin, ſagte der lutheriſche: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr geweſen ſeyn, aber beim erſten Pfingſtfeſt zu Jeruſalem war er nicht dabey." Aber am Samſtag aß ſchon der Lutheriſche mit ſeinem Bruder Faſtenſpeiſe. „Bruder," ſagte er, „der Stockfiſch ſchmeckt nicht giftig zu den durchgeſchlagenen Erbſen;" und Abends gieng ſchon der Katholiſche mit ſeinem Bruder in die lutheriſche Veſper. „Bruder, ſagte er, „euer Schulmeiſter ſingt keinen ſchlechten Tremulant." Den andern Tag wollten ſie miteinander zu-

erſt in die Frühmeſſe, darnach in die lutheriſche Predigt, und was ſie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten ſie thun. Als ſie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hauſe kamen, ermahnte ſie Gott, aber ſie verſtanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von ſeinem Herrn. „Augenblicklich ſezt eure Reiſe fort. Hab ich euch auf eine Tridenter Kirchenverſammlung nach Neuwied geſchickt, oder ſollt ihr nicht vielmehr die Muſterkarte reiten?“ Und der andere fand einen Brief von ſeinem Vater: „Lieber Sohn komm heim ſobald du kannſt, du mußt ſpielen.“ Alſo giengen ſie noch den nemlichen Abend unverrichteter Sachen auseinander, und dachten jeder für ſich nach was er von dem andern gehört hatte. Nach ſechs Wochen ſchreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich unterdeſſen vollkommen überzeugt. Ich bin jezt auch katholiſch. Den Eltern iſt es inſofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willſt du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die ſeligmachende Religion verläugneſt? Geſtrigs Tags bin ich wieder lutheriſch worden.“ Alſo hat der katholiſche Bruder den lutheriſchen bekehrt, und der lutheriſche hat den katholiſchen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchſtens ein wenig ſchlimmer.

Merke: du ſollſt nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierſt. Auch ſollſt du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigſten mit ſolchen, die es

eben ſo wenig verſtehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die beſiegen dich durch ihre Gelehrſamkeit und Kunſt, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du ſollſt deines Glaubens leben, und was gerade iſt, nicht krumm machen. Es ſey dann, daß dich dein Gewiſſen ſelber treibt zu ſchanſchieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren ſeit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verroſtet, und die Scheere zuſammengewachſen, alſo nährt er ſich, ſo gut er kann. Gevatter ſagt zu ihm der Peruckenmacher, ihr tragt nicht gerne ſchwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant von Braſſenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie iſt leicht, und er zahlt euch den Gang. — Gevatter, ſagt der Schneider, es iſt ohnedem Jahrmarkt in Braſſenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Verſatz gelaſſen hat, der euch angeſchmiert hat, ſo ſtell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drey Stunden im Revier einen Markt weiß, ſo iſt ihm der Gang auch nicht zu weit, und iſt er von dem Hausfreund wohl bezahlt, ſo giebt er dem Jahrmarkt viel zu löſen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Alſo ſaß jezt der Adjunkt auch zu Braſſenheim im wilden Mann und muſterte die Lieder: Erſtes Lied: Ein Lämmlein trank vom friſchen ꝛc. Zweites Lied: Schönſtes Hirſchlein über die Maſſen ꝛc. Drittes Lied: Kein ſchöner Leben auf Erden ꝛc. und probirte die

Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirſchledernen Beinkleidern, Halbſtiefeln und Zotteln daran, und zwey Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäſte auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd ſchon in den Stall geführt?“ fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder, der Scheck?“ ſagte der Schneider. Ich hab ihn au Cerf eingeſtellt im Hirſchen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelſtan und reiſe auf Menſchenkenntniß und Weinkunde; „Platz da!“ ſagte er zum Adjunkt. „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob ſey vornehm. Was gilts, er iſt nicht weit her?“ Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tiſch legte, und räuſperte ſich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, ſteht der Adjunkt langſam auf und ſagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger der es hörte, ſagt: „Herr Landsmann, ihr ſeyd auf der rechten Spur. Ich hab ihn geſehn die Stiefel am Bach abwaſchen, und eine Gerte ſchneiden. Er iſt zu Fuß gekommen.“ Ein Scheerenſchleifer ſagte: „Ich kenn ihn wohl, er iſt einmal ein Schneider geweſen. Jezt hat er ſich zur Ruh’ geſetzt und thut Botengänge um den Lohn.“ Alſo geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hieſiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen,“ ſagt er im Hereinkommen. „Da ſuchen die Hatſchirer in allen Wirthshäuſern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer gallopirt iſt, und ein Kind zu todt geritten hat.“ Da ſchauten alle Gäſte den Ritter Adel-

ſtan an, der ſagte in der Angſt: „Mein Rock iſt eher gelb als roth.“ Aber der Ehninger ſagte: „Nein, aber euer Geſicht iſt eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Geſtehts ihr ſeyd nicht geritten.“ „Doch er iſt geritten,“ ſagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es iſt losgeriſſen im Hirſch, und ſucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und geſpaltene Hufe, und wenn er wiehert ſollte man ſchier nicht meynen, daß es ein Roß iſt? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder ſah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufſitzen, ſondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gäſten entſetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr ſcheinen wollen, als man iſt, und als man ſich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, ſonſt kommt man unverſehens an den Unrechten. Einer in Baſel will ein Glas Bier trinken, das Bier war ſauer, zog ihm den Mund zuſammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gäſten lächerlich zu machen, ſagte er nicht, „das Bier iſt ſauer,“ ſondern „Frau Wirthin, ſagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?“

Die Wirthin ſagte: „in Baſel kann man für Geld alles haben,“ ſtrickte aber noch ein wenig fort, als wenn ſie's wenig achtete, denn ſie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdeſſen die Gäſte miteinander discurirten, und einer ſagte: „Habt ihr geſtern das Kameel auch geſehen und den Affen?“, ein anderer ſagte: „es iſt kein Kameel, es iſt ein Trampelthier;“ ſagte die Wirthin „mit Erlaubniß“ und deckte eine ſchneeweiße Serviette vom feinſten Gebilde auf den Tiſch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürſtlein beſtellt, oder etwas, und „es iſt doch ein Kameel,“ ſagte ein Dritter, „denn es iſt weiß, die Trampelthiere ſind braun.“ Unterdeſſen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem marggräviſchen Garten, aus dem Treibhaus, fein geſchnitten, wie Poſtpapier, und mit dem koſtbarſten genueſiſchen Baumöl angemacht, und ſagte zu dem Gaſt mit ſpöttiſchem Lächeln: „Iſts gefällig?“ Alſo lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, ſondern den Gaſt, und wer wohl oder übel ſeinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarſchall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow wie er ſein eigenes Commando reſpektirte, hat dem geneigten Leſer nicht übel gefallen. Von ihm ſelber wäre viel anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig iſt, ſondern redet auch mit geringen Leuten, und ſtellt ſich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre,

ſo ſagt man zu ſeinem Lob: er iſt ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen ſchimmernden Ordensſtern an die Bruſt hängen, manchen Diamantring an die Finger ſtecken, und aus mancher goldenen Doſe Taback ſchnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkey, ruſſiſcher GeneralFeldmarſchall und Fürſt, und an der Spitze von dreimalhunderttauſend Mann, ſo viel als ſeines gleichen ein anderer? Aber bey dem allen war er ein ſehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht ſeyn mußte, ſo kleidete er ſich nie wie ein General, ſondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, ſo hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal ſo gut gekleidet. Morgens, wenns noch ſo friſch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager ſpatzieren, nakt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Waſſer über ſich herabgießen zur Erfriſchung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutſche und kein Roß. In dem Treffen ſetzte er ſich aufs nächſte beſte.

Sein Eſſen war gemeine Soldatenkoſt. Niemand freute ſich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marſch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen

Baum ſteht, oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuſchauen, wers noch nie geſehen hat.

Bei den vornehmſten Gelegenheiten, wenn er in der koſtbarſten MarſchallsUniform voll Ehrenkreutzen und Ordensſternen da ſtand, und wo man ihn anſah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb ers doch wie ein ſäuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktaſche ſteckt. Er ſchneutzte die Naſe mit den Fingern, ſtrich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Priſe aus der goldenen Doſe.

Alſo lebte der General und Fürſt Italinsky Suwarow.

Die zwei Poſtillione.

Zwei Handesleute reisten oft auf der Extrapoſt von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden ſein Geſchäft ermahnte, und gab der eine dem Poſtillion ein ſchlechtes Trinkgeld, ſo gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder ſagte: „Für was ſoll ich dem Poſtknecht einen Zwölfer ſchenken? ich trag' ja nicht ſchwer daran." Die Poſtillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen ſagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienſt erweiſen könnten, daß ſie ſpendaſchlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an, und will weiters. Der Poſtillion ſagte zu ſeinem Cameraden: „Fahr du den Paſſagier." Der Camerad ſagte: „Es iſt an dir." Unterdeſſen ſaß der Reiſende ganz geduldig in ſeinem offenen Elias-

wagen, bis der Poſtillion aufſaß. Als er ſah, daß der Poſtillion im Sattel recht ſaß und die Peitſche erhob, ſagte er: „fahr zu Schwager! Werf er mich nicht um?“ Am nemlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Poſtillion dachte bey ſich ſelbſt: „Wenn jezt nur mein Camerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!“ Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und ſeinem Herr Bruder auch einmal die Haare geſchnitten worden ſind, begegnen ſie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder ſagt: „Ich führe einen honetten Herrn, keinen Pfennigſchaber, wie du, dem ſeine Sechsbatzenſtücke ausſehen wie Hildburghäuſer Groſchen.“ Endlich legte ſich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!“ ſagte er; „ſollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüſte bleiben?“ und ſchimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieſer mit der Peitſche einen Hieb ins Geſicht gab. Der Dünkelsbühler ſagt: „du ſollſt meinen Paſſagier nicht hauen, er iſt mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch.“ — „Unterſteh' dich und hau mir meinen Herrn!“ ſagte der Ellwanger. Alſo hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Paſſagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Paſſagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willſt du meinen Herrn in Frieden laſſen oder ſoll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zuſammenhauen?“ und je ſchmerzlicher der eine Ach und der andere Weih ſchrie, deſto kräftiger hieben die Poſtillione auf ſie ein, bis ſie des unbarmherzigen Spaſſes ſelber müde wurden. Als ſie aber auseinander waren und jeder wie-

der ſeines Weges fuhr, ſagten die Poſtillione zu ihrem Reiſenden ſo und ſo: „Nicht wahr ich habe mich euer rechtſchaffen angenommen? Mein Camerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm ſeinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's euch auch auf ein beſſeres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürſt wüßte, ſagte der Dinkelsbühler, es wäre ihm um einen Mard'or nicht leid." Er ſieht darauf, daß man die Reiſenden gut hält.

Merke: es iſt kein Geld ſchlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder ſonſt verunehrt wird. Für ein paar Groſchen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel iſt in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber iſt ein Goldſtück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beiſpiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein ſchlauer Soldat in Moskau, ſagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln." Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen ſtanden ſchon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört die-

ſer Kaiſerthaler, dieſer Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zuſah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen ſind nicht ſo blöde. Hieher Musketier, der Rubel iſt mein.“ Der Soldat ſagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch ſchwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut ſey; ja er war gut, und ſteckt ihn in die Taſche. „Seid ſo gut und gebt mir denn jezt auch meinen Imperial,“ ſagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, ſo bin ich euch auch keinen ſchuldig Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen.“ Aber der Musketier ſagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß iſt Ernſt und die Marktwache, die Polizey wird zu finden ſeyn.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das ſchnöde, und es hängte ſich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragt der Polizeiſergeant, als er ſich mit ſeinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag ich?“ Der Krämer wußte wenig zu ſagen, aber deſto wunderfertiger war der Musketier. Vor keiner Virtelſtunde, erzählte er, hab' er dieſem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taſchen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm ſein Pathe geſchenkt habe, als

er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelaſſen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen ſey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel ſchuldig?“ ſo habe dieſer da geſagt, er ſey derjenige, und ſey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wiſſen. Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeyſergeant die Umſtehenden fragte, und die Umſtehenden ſagten: ja der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieſer habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran geklingelt, ob er probat ſey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, ſo gab er den Beſcheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, ſo gebt dem Soldaten auch ſeinen Imperial zurück, oder man petſchiert euch euren Stand mit Lattnägeln zuſammen, und ihr werdet zwiſchen euren eigenen Brettern eingeſchachtelt und eingeſchindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, ſo könnt ihr auch lang leben.“ Das ſagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Rettung einer Officiersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menſchen bekannt werde, den man nicht drum anſieht.

In Tyrol, wo es während des lezten Krieges recht wild und blutig hergieng, da hatten ſie eben einen baieriſchen Staabsofficier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Miſtgabeln drangen ſie in das Gemach, wo ſeine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte" und ihr Leid Gott klagte, und wollten ſie auch ermorden. „Ja," fuhr ſie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgſte, „für euer Leben gibt es kein Löſegeld, und euer Bürſchlein da hat auch baieriſch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr ſterben, zuerſt euer kleiner Sadrach, hernach ihr. Laßt ihr eine Stunde Zeit," ſagte er zu den andern, „daß ſie noch beten kann; ſie iſt eine katholiſche Chriſtin."

Nach einer Viertelſtunde aber, als ſie allein war und betete, kam er wieder und ſagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, ſo bitte ich euch, ihr wollt ob mir nicht erſchrecken und nicht in Böſem aufnehmen, was ich in guter Meynung geſagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, ſo will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdeſſen dieſes Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, ſo will ichs verſuchen, ob ich euch mit Gottes und unſerer Frauen Hülfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, ſtand ſie ſchon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den ſchlappen Hut recht ins Geſicht, richtete ihr den Hoſenträger beſſer zurecht, und gab ihr ſeine Miſtgabel in die Hand, als wenn ſie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardiſten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jezt," ſagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr

hinaus kommt, und macht euch ein wenig breit.“ Als ſie aber miteinander die Treppe hinab giengen, kamen die andern wieder, und, „haſt du ihr den Treff ſchon gegeben, Seppel?“ fragte ihn einer. Da ſagte er: „nein, ſie hat die Thüre zugeſchloſſen und gebetet. Jezt kann ſie fertig ſeyn. Ich hab' ſie durchs Schlüſſelloch geſehen, und ſie ſtand eben auf, als ich durchſah.“ Alſo gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern ſtürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während ſie vor der verſchloſſenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hinein riefen: „ſeid ihr bald fertig? die Thüre ſoll bald eingetreten ſeyn,“ brachte er ſie auch zu ſeiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber ſie weinte und drückte es brünſtig an ihr Geſicht und an ihren Buſen. Alſo hatte ſie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat ſie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein baieriſch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufgieng.

Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit ſchwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirſchen,“ ſagt er, „ſchmecken mir doch nie beſſer, als wenn ich ſelber frei und kek wie ein Vöglein auf den luftigen Baum kann ſitzen, und eſſen friſch weg von den Zweigen die ſchönſten, — auf einem Aſt ich, auf einem andern ein Spatz.“

„Wir nähren uns doch alle,“ ſagt er, „an dem

nemlichen großen Hausvaters Tiſch und aus der nemlichen milden Hand die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Buſch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet.“

„Hausfreund,“ ſagt der Adjunkt, „ſingt mir einmal in eurer Weiſe das Liedlein vom Kirſchbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt“

Der lieb Gott het zum Frühlig gſeit:
Gang, deck im Würmli au ſi Tiſch!
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,
viel tauſig Blätter grün und friſch.

Und 's Würmli uſem Ey verwachts,
's het gſchloſen in ſi'm Winterhuus,
es ſtreckt ſi, und ſpert 's Müüli uf,
und ribt die blöden Augen us.

Und druf ſe hets mit ſtillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gſeit: „Wie iſt das Gemües ſo gut!
Me chuunt ſchier nimme weg dervo.“

Und wieder het der lieb Gott gſeit:
deck jez im Jmli au ſi Tiſch.“
Druf het de Chriesbaum Blüethe treit,
viel tauſig Blüethe wiiß und friſch.

Und 's Jmmli ſiehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffe ſy,
ſie hen doch choſper Porzelin.

Wie ſuſer ſin die Chächeli gſchwenkt!“
Es ſtreckt ſi trochche Züngli dri.
Es trinkt und ſeit: „Wie ſchmeckts ſo ſüeß,
do mueß der Zucker wohlfel ſy.“

Der lieb Gott het zum Summer gſeit;
„Gang, deck im Spätzli au ſi Tiſch!“
Druf het der Chrießbaum Früchte treit.
Viel tauſig Chrieſi roth und friſch.

Und's Spätzli ſeit: „iſch das der B'richt?
do ſizt me zu, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und ſtärkt mer d' Stimm zum neue Gſang.“

„Hausfreund,“ ſagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldſchütz verjagt ab den Kirſchbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch ſo dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetſchgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und

Nüſſe eingetragen auf den Winter, wie meiner Frau-Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das ſie euch geſchenkt hat? Man denkt doch am längſten dran, was einem in der Jugend begegnet iſt.“

Das geht natürlich zu, ſagt der Hausfreund, man hat am längſten Zeit daran zu denken.

> Der lieb Gott het zum Spötlig gſeit:
> „Ruum ab! ſie hen jez alli g'ha.“
> Druf het e chüele Bergluft gweiht,
> und 's het ſcho chleini Rife g'ha
>
> Und d' Blättli werde gel und roth
> und fallen eis im andere no
> und was vom Boden obſi chunnt,
> muß au zum Bode nidſi go.
>
> Der lieb Gott het zum Winter gſeit:
> „Deck weidli zu, was übrig iſt.“
> Druf het der Winter Flocke gſtreut —

„Hausfreund,“ ſagt der Adjunkt, „ihr ſeid ein wenig heiſer. Wenn ich die Wahl hätte ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirſchbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum.“

Der Hausfreund ſagt: „Adjunkt ihr ſeyd ein ſchlauer Geſell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, ſo hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf ſteht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf ſeinen vier Beinen könntet ihr übel dran ſeyn.“

„Das iſts eben,“ ſagt der Adjunkt, „ſo ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt ſtill wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und ſaugt reines warmes Leben aus dem Sonnenſchein, und friſches aus der Luft, und ſchüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich ſterben. Aber ſo ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit ſeinen Blüthen, mit ſeinen Vogelneſtern und mit ſeinem Segen. Die Bäume wären die glücklichſten Geſchöpfe, meynt der Adjunkt, wenn ſie wüßten, wie frey und luſtig ſie wohnen, wie ſchön ſie ſind im Frühling und in ihrem Chriſtkindleinsſtaat im Sommer, und alles ſtehen bleibt und ſie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Taback

genieſſt, oder ein Stücklein Käs, und wie ſie gleich dem Kayſer Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umſonſt, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein ſie bleiben drauſſen und weiſen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verſchneyt ſind: Rechts — jezt links — jezt noch ein wenig links über das Berglein.“

„Hausfreund,“ ſagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter ſeyd ihr ſchon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, ſo müßt ihr euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottſeligkeit anhalten, und ihnen ſelber mit einem guten Beyſpiel voranleuchten. Ihr könnt euerer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlaſſen. Denn ein Baum, wenn er geſezt oder gezweigt wird, koſtet nichts oder wenig, wenn er aber groß iſt, ſo iſt er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinſen. Die Gottſeligkeit aber hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens“.

Wenn ich mir einmal ſo viel bey euch erworben habe, ſagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heyrathen kann, und der liebe Gott beſchert mir Nachwuchs, ſo ſetze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und iſt ſein erſtes eigenes Kapital und Vermögen, und ich ſehe zu, wie ſie miteinander wachſen und gedeihen, und immer ſchöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein ſelber auf ſein Kapital klettert und die Zinſen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, ſo bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter ſein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume ſtehen wie Auferſtandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, ſo lege ich mich an das Grab, und rufe leiſe hinab: „Stilles Kind dein Bäumlein blüht. Schlafe du indeſſen ruhig fort! Dein Maytag bleibt dir auch nicht aus.“

Er iſt kein unwäger Menſch der Adjunkt.

Unverhoftes Wiederſehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann ſeine junge hübſche Braut und ſagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unſere Liebe von des Prieſters Hand geſegnet. Dann ſind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Neſtlein.“ — „Und Friede und Liebe ſoll darinn wohnen,“ ſagte die ſchöne Braut mit holdem Lächeln, „dann du biſt mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab ſeyn, als an einem andern Ort.“ Als ſie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweytenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum dieſe Perſonen nicht möchten ehelich zuſammen kommen.“ Da meldete ſich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in ſeiner ſchwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbey gieng, der Bergmann hat ſein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenſter, und ſagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und ſie ſaumte vergeblich ſelbigen Morgen ein ſchwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, ſondern als er nimmer kam, legte ſie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdeſſen wurde die Stadt Liſſabon in Portugall durch ein Edbeben zerſtört, und der ſiebeñjährige Krieg gieng vorüber, und Kayſer Franz der erſte ſtarb, und der JeſuitenOrden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiſerin Maria Thereſia ſtarb, und der Struenſee wurde hingerichtet, Amerika wurde frey, und die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken ſchloßen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kayſer Joſeph ſtarb auch. Der König Guſtav von Schweden eroberte ruſſiſch Finnland, und die franzöſiſche Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiſer Leopold der zweyte gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Koppenhagen, und die Ackerleute ſäeten und

ſchnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirrdiſchen Werkſtatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwiſchen zwey Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreyhundert Ehlen tief unter dem Boden gruben ſie aus dem Schutt und Vitriolwaſſer den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eiſenvitriol durchdrungen, ſonſt aber unverwest und unverändert war; alſo daß man ſeine Geſichtszüge und ſein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erſt vor einer Stunde geſtorben, oder ein wenig eingeſchlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren ſchon lange todt, kein Menſch wollte den ſchlafenden Jüngling kennen oder etwas von ſeinem Unglück wiſſen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zuſammengeſchrumpft kam ſie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz ſank ſie auf die geliebte Leiche nieder, und erſt als ſie ſich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es iſt mein Verlobter,“ ſagte ſie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal ſehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit iſt er unter die Erde gegangen und nimmer herauf gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umſtehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als ſie ſahen die ehemalige Braut jezt in der Geſtalt des hingewelkten kraftloſen Alters und den Bräutigam noch in ſeiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Bruſt nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie ſie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ſein Grab gerüſtet ſey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüſtet war auf dem

Kirchhof und ihn die Bergleute holten, ſchloß ſie ein Käſtlein auf legte ſie ihm das ſchwarzſeidene Halstuch mit rothen Streiſen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag ſeiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, ſagte ſie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird ſie zum zweytenmal auch nicht behalten,“ ſagte ſie, als ſie fortgieng, und noch einmal umſchaute.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzoſen und Oeſtreicher in der Nachbarſchaft von Tirol alle Händevoll mit einander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben iſt gut fiſchen. Sie wollten nimmer bayriſch ſeyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zulezt ſelber nimmer recht was ſie wollten. Unterdeſſen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzoſen hatten harten Stand; beſonders in den engen Päſſen, wenn Felſenſtücke wie kleine Häuſer ſo groß auf ſie herabflogen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inſpruck ein, die Hauptſtadt in Tirol; bald mußten ſie ſie wieder verlaſſen; bekamen ſie wieder, und konnten ſie doch nicht behalten. Ungeheure Grauſamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayeriſchen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder ſtirb. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht ſicher. Endlich als manches ſchöne Dorf und Städtlein in der Aſche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher leichtſinnige und raſende verlor das Leben; jedes Dorf, faſt jedes Haus hatte ſeine Leichen, ſeine Wunden und ſeinen Jammer,

da dachten ſie zulezt, es ſey doch beſſer bayeriſch ſeyn als ſie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen ſich wieder. Unverſucht ſchmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerſt ein wenig erſchoßen oder gehenkt ſeyn; zum Beyſpiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer Sandwirth in Paſſeyer und Viehhändler hatte bis über ſein 40ſtes Jahr bis der Aufſtand ausbrach, ſchon manch Schöpplein Wein ausgeſchenkt, manch Stücklein Kreide an böſen Schulden verſchrieben, und ſchätzen konnte er ein Häuptlein Vieh troz einem. Aber im Aufſtand brachte er es zum Commandanten, nicht blos von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürſteten Grafſchaft Tirol, und nahm ſein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amthaus, ſondern in dem großen Fürſtlichen Reſidenzſchloß zu Insbruck. An fünfzig tauſend Mann Landſturm ſtand in kurzer Zeit unter ſeinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präſentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, ſtand A n d r e a s H o f e r darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminiſter war ein geiſtlicher Herr, Pater Joachim genannt, ſein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, ſein Schreiber ein entlaufener Student. Unter ſeiner Regierung wurden für dreyßigtauſend Gulden eigene Zwanzigkreuzerſtücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerey an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit ſtarken eiſernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Inſpruck ließ er ſich gut auftragen. Selber eſſen macht fett. Er ſagte: ich bin lang genug Wirth geweſen. Jezt will ich auch einmal Gaſt ſeyn. Bey dem allen veränderte er ſeine Kleidertracht nie. Er gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, ſo lang das Haar wachſen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben ſeinen ſchweren Regierungsgeſchäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher. Jezt ſchickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jezt kam ein Metzger: „Wie theuer die

vier Stieren die ihr bei eurem Schwager eingeſtellt habt?" Sonſt war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Aber größer war das Unglück, das er durch ſeine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch ſeine Treuloſigkeit verurſachte. Jezt ſchrieb er an das Bayeriſche Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer Oberkommedant in Diroll gewöſter." Zugleich ſchrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch ſo lang ihr könnt. Trifts nicht, ſo gilts nicht." Als ſich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade ſeines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche ſich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug ſolch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß er ſey ein wenig ſpazieren gegangen über die Gränzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in ſeiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hinterſten Paſſeyer Thal, wo er mit ſeinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verſchanzt war. Sein Haus und ſein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verſchaffte ihm von Zeit zu Zeit ſeine Frau, die jezt ſelber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da ſah es anderſt aus als in der Burg zu Inſpruck. Schlimmers Quartier wartete auf ihn. Einer von ſeinen guten Freunden verrieth für Geld ſeinen Aufenthalt. Ein franzöſiſches Kommando umringte ſeine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bey ihm vier geladene Kugelbüchſen, viel Geld, wenig Nahrung. Er ſelbſt war von Mangel, Kummer und Angſt abgezehrt. So wurde er von einer ſtarken militäriſchen Begleitung unter Trommelſchlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefängniß gebracht, und daſelbſt erſchoſſen. In ſolchen Waſſern fangt man ſolche Fiſche.

Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hebel, Johann Peter,

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes

Tübingen 1811

Coburg, Landesbibliothek -- D II 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940338-0